

5 Leibliche Nähe in Videokonferenzen

Nachdem die Grundbegriffe und das Vokabular der Neuen Phänomenologie und die darauf aufbauende NPS, als Antwort auf die mangelnde Tauglichkeit klassischer Interaktionstheorien, beschrieben wurden und nötige Ergänzungen um die Vermitteltheit von Situationen vorgenommen, konnte mit der GTM eine bewährte methodologische Vorgehensweise gewählt werden. Die auf dem dargestellten Weg empirisch gewonnenen Ergebnisse und Theorien werden nun unter Einbeziehung der NPS als Rahmung und unter Verwendung des Vokabulars und der daraus abgeleiteten Theorie Hermann Schmitz⁴ analysiert und eingeordnet. Es geht insofern im Folgenden nicht darum, die Theorien der NPS oder von Hermann Schmitz zu belegen, sondern mit einer bewährten und fundierten Vorgehensweise Theorien aus dem Material zu entwickeln und die Erkenntnisse mit Schmitz einzuordnen und fruchtbar zu machen.

Zunächst wird, im Sinne des Methodologischen Situationismus, die Situation Videokonferenz in Hinblick auf Sachverhalt, Programme und Probleme betrachtet (Kapitel 5.1). Dabei werden unterschiedliche Formen dargestellt, mit dem Ziel einer generalisierten Beschreibung der Situation Videokonferenz. Anschließend wird dargelegt, auf welchen Wegen Videokonferenzen auf die Regungen des Leibes weisen: erstens durch die Herausforderung der gewohnten örtlichen Denkweise, zweitens durch die Wahrnehmung leiblicher Regungen und Atmosphären im Leiberspace sowie drittens wiederum auch durch die Einschränkungen dieser leiblichen Kommunikation in Videokonferenzen im Vergleich zur Interaktion bei körperlicher Anwesenheit (Kapitel 5.2). Wie trotz dieser Grenzen Einleibungen in Videokonferenzen möglich sind und ermöglicht werden, wird anschließend herausgestellt. Dafür werden die Möglichkeiten und Grenzen einleibender Blicke, erfolgreiche Wege zu wechselseitiger Einleibung und Mitgefühl als einseitige Einleibung sowie verhinderte Möglichkeiten der Sorge herausgearbeitet (Kapitel 5.3). Als Gegenpol werden schließlich die Potentiale der Distanzierung während Videokonferenzen und Corona (Kapitel 5.4) angerissen, bevor die Ergebnisse abschließend zusammengefasst werden (Kapitel 5.5).

5.1 Die Situation Videokonferenz

Die in Schmitz' Situationstheorie angelegte und Gugutzers Methodologischem Situationismus geforderte Fokussierung auf Sachverhalt, Programme und Probleme von gemeinsamen Situationen wird nun für die Situation Videokonferenz einleitend dargestellt, bevor anschließend tiefergehend auf die Kommunikationen der leiblichen und nicht-leiblichen Elemente in diesen eingegangen wird. Sachverhalt, Programme und Probleme sind so unterschiedlich und vielfältig wie die Verwendungen von Videokonferenzen. Es wird aber in der Analyse nicht darum gehen, die einzelnen Situationen der Verwendungskontexte zu vergleichen oder zu analysieren. Vielmehr werden generelle Erkenntnisse in der *Situation Videokonferenz* herausgearbeitet, die sich durch spezifische Eigenheiten auszeichnet, welche durch die verschiedenen Nutzungsarten hinweg sichtbar sind: Die Sachverhalte und Programme werden aus Vorbild-Situationen übernommen und bleiben erhalten, werden aber durch spezifische Eigenschaften der Situation Videokonferenz ergänzt. Das Programm wird um spezifische Normen und Wünsche erweitert, welche eine Folge der technischen Umgebung sind. Ebenso technisch bedingt ist ein Teil der neuen Probleme, wie Verbindungsschwierigkeiten und die Vermischung von Beruf und Familie im Homeoffice. Hinzu kommen Probleme der leiblichen Kommunikation, die in späteren Kapiteln eingehender analysiert werden.

Wie eingangs erläutert, haben Videokonferenzen im Zuge der Kontaktbeschränkungen während der Corona-Pandemie Einzug in etliche Lebensbereiche gehalten und somit zusätzliche Einsatzarten und neue Nutzer*innengruppen erschlossen. Da die Technologie und Praxis dem beruflichen Kontext entstammen, lassen sich die Verwendungsarten und somit ihre Sachverhalte grob in drei Kategorien gliedern: Rein berufliche Nutzung wie Meetings und Konferenzen, rein private Verwendung z. B. als Ersatz für Feiern wie Geburtstage oder Treffen mit Freund*innen und schließlich Formen, die eine Zwischenstellung zwischen beruflicher und privater Nutzung einnehmen. Letztere traten speziell bei den geführten Interviews besonders häufig auf, da Lehrer, Yogalehrerin, Pastorin und Pflegerin in Sorge-Berufen arbeiten, die Privatpersonen als Empfänger*innen haben: ein Trauergespräch ist privat für die Angehörigen, aber beruflich für die Pastorin, Schulunterricht oder Yogastunden werden tendenziell für Privatpersonen gegeben und auch wenn die Bewohner*innen des Pflegeheims private Gespräche mit ihren Angehörigen führen, nimmt die Pflegerin beruflich daran teil. Wie diese berufliche Beschäftigung mit Menschen

dazu führt, die Grenzen von Videokonferenzen aufzuzeigen, wird in den folgenden Kapiteln immer wieder Thema sein.

Wenn bestehende Situationen in Videokonferenzen verlegt werden, wie es bei fast allen Einsatzfeldern der Fall ist, bleiben die ursprünglichen Sachverhalte und Programme erhalten, wie nun an einigen Beispielen als Spezifikum der Situation Videokonferenz dargelegt wird. Selbst wenn die Videokonferenz-Situationen keine Verlegung von ursprünglichen Face-to-Face-Situationen darstellen (wie bspw. im Fall von Online-Gamern), haben sie jedoch etablierte und institutionalisierte Situationen als Vorlage. Insofern ist die in der klassischen Interaktionstheorie betonte Wichtigkeit von Vis-à-Vis-Situationen (s. Kapitel 2) nicht von der Hand zu weisen, aber eben nicht der einzige Fall von Interaktionen.

Die Yogalehrerin hat, auf die Initiative einer Freundin hin, bereits einen Tag nach Beginn des Shutdowns angefangen, Yogakurse per Videokonferenz anzubieten. Sie beschreibt den unveränderten Sachverhalt wie folgt:

Und das läuft so ab, dass ich zweimal die Woche in meinem Yogaraum bin, den ich gemietet habe, und tatsächlich in diesem Raum aber auch noch vier weitere Personen sind, die mit mir üben, mit denen ich mich aber in Quarantäne befinde und sich dann Leute dazuschalten können, denen ich den Link schicke. [...] das dauert dann immer einhalb Stunden, 18:30 bis 20 Uhr, und es beginnt eigentlich immer schon zehn Minuten vorher, ich lade die Leute dann ein um Viertel nach und dann kommen sie meistens zwischen zwanzig nach und halb in den Raum, also in den digitalen Raum, und da frage ich dann immer so ein bisschen ab, wie es denen so geht, und dann geht es einfach ganz normal los. Also letztendlich ist mein Unterricht wie vorher, nur dass eben online Menschen dazukommen. (Yogalehrerin, Pos. 3)

Die beschriebene Situation mit am Ortsraum anwesenden Personen ist ein Sonder-, jedoch kein Einzelfall und wird an anderer Stelle kurz erläutert (Kapitel 5.3.2). Die Einschätzung der Yogalehrerin, dass es „einfach ganz normal“ abläuft, wird sie im Laufe des Gesprächs selbst in Frage stellen. Dennoch illustriert dieses Beispiel, wie in der Verwendung von Videokonferenz-Software bereits bestehende Sachverhalte und Programme übernommen werden. Auch die vom Lehrer geschilderten bekannten Situationen übertragen die bestehenden Sachverhalte und Programme in die Videokonferenz:

[...] das sind Lehrerkonferenzen, die ich leite, mit bis zu 40 Personen, per Zoom, dann habe ich – also das kommt auch immer noch regelmäßig vor; dann gibt es die Elternabende, die ich auch per Zoom mache, da kam bis jetzt erst einer vor und dann hab ich mehrfach Unterricht gemacht per Zoom. (Lehrer, Pos. 3)

Ich persönlich finde, es ist nur ein anderes Medium und man muss sich darauf einlassen und man könnte durchaus auch schwierigste Themen so verorten. Also man kann das gut, eigentlich kann man das alles gut machen, ich find's ein tolles Tool, auch jetzt, wo wir eigentlich keine gute Verbindung haben, funktioniert es. (Lehrer, Pos. 11)

Die Annahme, dass auch schwierige Themen in Videokonferenzen verlegt werden können, zeigt beispielhaft, wie mit den Sachverhalten auch bestehende Programme und Funktionsweisen übertragen werden können. Doch, und das ist Teil der spezifischen Eigenschaften der Situation Videokonferenz, werden durch die Verlagerung in Videokonferenzen, durch die Anwesenheit der Technik nicht nur neue Probleme geschaffen, sondern auch neue Normen und Wünsche. Neue Normen, also das, was sein soll, sind in Videokonferenz-Situationen bspw. der Bedarf eines digitalen Endgeräts mit Mikrofon und Kamera, eine schnelle Internetverbindung oder das Anerkennen der Datenschutzvereinbarungen der verwendeten Software. Wünsche sind, insbesondere auf Seiten der Konferenzleitenden (Hosts), die (korrekte) Verwendung der zur Verfügung stehenden technischen Mittel oder das technische Gelingen der Situation als solcher.

Auch Teile der vorhandenen Probleme der ursprünglichen Situationen werden übertragen. Es kommen jedoch spezifische Probleme der Videokonferenz hinzu, die die entscheidenden Unterschiede zu den ursprünglichen Situationen markieren und die spezifischen Eigenheiten der Situation Videokonferenz ausmachen. Dies sind zunächst die offensichtlichen und wiederum technischen Probleme, die auch von allen Interviewten angesprochen werden, auch weil die Technik vor allem dann sichtbar wird, wenn sie nicht funktioniert (vgl. Luhmann 1998, Kap. IX). Die am häufigsten betonten und beschriebenen – und auch in den Interviews erlebten – Probleme sind durch langsame oder störungsanfällige Internetverbindungen verursacht: Die Pflegerin macht unter anderem schlechten Empfang dafür verantwortlich, dass dementielle Bewohnende ihre Angehörigen auf dem Bildschirm zunächst nicht erkennen (vgl. Pflegerin, Pos. 30). Die Yogalehrerin sieht unter anderem die schlechte Verbindung als einen Grund an, warum das „Energie-Halten“ nicht so funktioniert wie in den Yogastunden, die nicht per Videokonferenz gehalten werden:

[...] wenn dann noch der Ton schlecht ist oder vielleicht die Verbindung (...) <schüttelt den Kopf> Das geht nicht. Also, das ist nicht ersetzbar, [...] das ist kein Äquivalent zu dem real life Yoga, was die Leute machen. (Yogalehrerin, Pos. 37)

Der Lehrer wohnt auf dem Land und muss sich das dort langsame Internet mit seiner Familie inklusive Kindern im Teenager-Alter teilen, was zu Konflikten führt. Der schnellere Internetanschluss ist aber nur einer der Gründe, warum er sich lieber aufs Fahrrad setzt und in die Schule fährt, um dort an Videokonferenzen teilzunehmen (vgl. Lehrer, Pos. 47).

Ein weiteres spezifisches Problem der Videokonferenzen ist, dass sich die Arbeit in private Homeoffices oder vergleichbare Räume verlagert und die Grenzen zwischen Beruf und Privatem verwischen. Der Lehrer arbeitet aufgrund der Konflikte und Ablenkungen lieber in der Schule in der Lehrerbibliothek: „Ich kann mich (unv.) besser konzentrieren und kann mich besser dem hingeben. Und es fühlt sich wie Arbeit an, das ist gut“ (Lehrer, Pos. 47). Auch die Pastorin führt Videokonferenzen lieber in ihrem Büro vor einem „nichtssagenden“ Hintergrund durch, da sie damit kontrollieren kann, wieweit sie die „Menschen oder die Situation“ (Pastorin, Pos. 48) an sich heranlässt und sie das Gesprächssetting so mitgestaltet. Dieser Aspekt der Gestaltung der Situation wird an späterer Stelle aufgegriffen und vertieft (Kapitel 5.3.2).

Selbst bei dem mit Videokonferenzen erfahrenen 3D-Artist kommt es im Laufe des Interviews zu einem innerfamiliären Konflikt, da er das Interview, weil dies für ihn eine private Unterhaltung ist, in einem öffentlichen Raum seines Hauses geführt hat (vgl. 3D-Artist, Pos. 29f.; Forschungstagebuch, Pos. 125). Er verlegt das Gespräch dann in sein Homeoffice. Auch die räumliche Trennung zu seinem professionell ausgestatteten Homeoffice reicht nicht, um die Linie zwischen Beruf und Privatem klar zu ziehen:

Wenn man von zuhause arbeitet, ist man immer auf Arbeit, leider. Das ist die Realität, da kann man die Tür zu machen, aber trotzdem, wenn ich um Drei aufwache nachts und mir ein Wasser hole oder so, dann lugt man schon mal da rein, ob irgendwas abgestürzt ist oder so. (...) Wenn man von zuhause arbeitet, ist man immer auf Arbeit. Punkt. <lacht> [...] Das ist die Realität. Da tun Türen wenig. (3D-Artist, Pos. 118ff.)

Nur für die Yogalehrerin ist diese Unterscheidung nicht in dieser Form wichtig und die Verlegung in die Videokonferenz verschafft ihr Flexibilität, da ihre Arbeitsstelle nun überall dort sein kann, wo ihre Yogamatte

liegt: „Ich brauche WLAN und genug Platz für meine Yogamatte <lacht>“ (Yogalehrerin, Pos. 65). Da die Pflegerin Videokonferenzen ausschließlich beruflich nutzt und ihr Beruf, wie viele Berufe im Gesundheits- und Pflegektor, keine Heimarbeit ermöglicht (vgl. Bünning et al. 2020, S. 9), stellt sich für sie dieses Problem nicht.

Wie deutlich wurde, wird die Arbeitsatmosphäre am Arbeitsplatz für die Durchführung beruflicher und wichtiger Videokonferenzen bevorzugt. Der Ortsraum hilft dabei, sich in die angemessene Atmosphäre und damit in die Situation zu versetzen. Die Funktion des Ortes geht dabei über die dinglichen Eigenschaften hinaus: „Ich sitze immer in der Lehrerbibliothek und die hat echt, finde ich, eine ganz gute so Konzentration“ (Lehrer, Pos. 13). Und auch umgekehrt zurück ins Private: „Wenn ich zum Beispiel mit meiner Mutter [video-]telefoniere, sitze ich natürlich im Wohnzimmer und denke, weshalb ist sie nicht hier“ (Pastorin, Pos. 48).

Genau an dieser Stelle zeigt sich, warum die Analyse mit der Neophänomenologischen Soziologie mit der vorgenommenen Erweiterung weitergehende Erkenntnisse als andere Ansätze liefert. Durch die Betrachtung der Situationen mit dem Schmitz'schen Vokabular geht die Analyse tiefer als die Reduzierung der Veränderung auf die Verlagerung der Situation in „nur ein anderes Medium“ (Lehrer, Pos. 11). Denn die Fokussierung auf den Leiberspace blickt nicht auf Medien als Verbindung zwischen diskreten Orts-Punkten, sondern vielmehr auf die verschiedenen Elemente, die sich innerhalb von diesen atmosphärischen und leiblichen Gegenden befinden und diese mit hervorbringen.

Außer den technischen Problemen sind Probleme der leiblichen Kommunikation typisch für die Situation Videokonferenz. Bereits die – für nicht medial vermittelte Situationen gewohnte – ortsräumliche Ganzheit wirft im Fall von Videokonferenzen nicht nur theoretisch, sondern auch für die leiblichen Empfindungen Fragen auf. Die ganzheitliche Räumlichkeit ist hier nämlich, wie in Kapitel 3.3 theoretisch argumentiert wurde, keine ortsräumliche und ist somit nicht automatisch mit dem Sachverhalt der Situation gegeben. Die räumliche Ganzheit des Leiberspace muss erst leiblich kommuniziert werden, wie im Folgenden ersichtlich wird.

5.2 Videokonferenzen weisen auf die Regungen des Leibes

Die Herausforderung der örtlichen Denkweise kann als Ausgangspunkt verstanden werden, an dem sich die Regungen des Leibes in Videokonferenzen den Teilnehmenden geradezu aufdrängen. Die Videokonferenz

macht damit die Mittelstellung des Menschen zwischen der Öffnung für leibliche Regungen und der Abwendung durch „personale Emanzipation“ (Schmitz 1980, § 258) besonders anschaulich. Daran anknüpfend werden die empfundenen leiblichen Regungen und Atmosphären herausgestellt, die allerdings, wie anschließend aufgezeigt, gewissen Grenzen und Beschränkungen unterliegen. Dieses Zusammenfallen von Hinweisen auf leibliche Kommunikation mit ortsräumlicher Separiertheit sind die Themen der Analyse des umfassenden Problem-Komplexes, der sich in Videokonferenzen stellt: die Grenzen und Möglichkeiten leiblicher Kommunikation und der Umgang mit ihnen.

5.2.1 Herausforderung der örtlichen Denkweise durch leibliche Regungen

Die unkomplizierte Überbrückung ortsräumlicher Distanzen durch Videokonferenz-Software wird als positiv wahrgenommen und als Erleichterung und Chance hervorgehoben. So können Fahrwege eingespart und Informationen schnell ausgetauscht werden (vgl. Pastorin, Pos. 6), Yogastunden an jedem Ort gegeben und von überall an ihnen teilgenommen werden: „die sind ja in ganz Deutschland verteilt, ne, über Berlin, Bremen, Mannheim, überall sitzen die“ (Yogalehrerin, Pos. 29), Menschen von überall auf der Welt mit ihren Familienangehörigen im Pflegeheim Kontakt aufnehmen (vgl. Pflegerin, Pos. 28) und natürlich Arbeitsprozesse über den Globus verteilt werden: „Im Moment habe ich Projekte in Moskau, in Buenos Aires, in [Stadt in Deutschland] (...) wo denn noch? Eins fehlt. Ah, Paris. Paris, Athen auf Wiedersehen.“ (3D-Artist, Pos. 6)

Gleichzeitig wird immer wieder das An-einem-Ort-Sein in Frage gestellt oder die sprachlich übliche Beschreibung für Ortsräume und Zeiträume und die Personen in diesen genutzt, ohne eine Erklärung oder Erläuterung einer möglichen anderen Bedeutung im Kontext von Videokonferenz-Situationen. In den folgenden Auszügen sind die entsprechenden Textstellen zur Veranschaulichung hervorgehoben:

Also, *wir* sind *jetzt* beide *zusammen*. An verschiedenen *Orten*. Und das kann man auch mit 40 Leuten sein. (Lehrer, Pos. 17)

Nun bin ich *jetzt* auch hier gerade nachhause gekommen und denn habe ich das Teil gerade ausgepackt, da ich schon Anruf! Sagt mein Mann: ‚Du musst dich aber *jetzt* sputen‘. Und denn, ist *hier* so schöne Sonne, fällt *hier* noch in dieses Zimmer rein [...] Und dann dachte *ich*:

„Och, ich nehme *Sie* mal *mit in meine Küche*“ <lacht>. (Pastorin, Pos. 44ff.)

Also *ich* fühle mich schon *in meinem Zimmer* und auch in meiner Privatsphäre, ich fühle eher körperlich quasi unbeobachtet eigentlich, gar nicht unbedingt *allein*. Und dann kommt ja manchmal so das Bewusstsein wieder von: „*Du bist hier nicht allein*“, so, du bist mit sehr vielen anderen Leuten, die das *gerade* machen mit *dir*. Und das ist, ja, ist schon auf jeden Fall ein abgefahrenes Gefühl. (Yogalehrerin, Pos. 111)

Dieses „abgefahrenes Gefühl“, von dem die Yogalehrerin berichtet, ist eine der typischen Eigenschaften, die Videokonferenzen ausmachen und die insbesondere dort sichtbar werden, wo die entsprechenden Situationen noch nicht institutionalisiert sind.

Wie in Kapitel 3.1.1 eingeführt und in Kapitel 3.3 diskutiert, sind die Objektivierung der Zeit und des Orts als „Hier“ und „Jetzt“, als Begrenzungen der unendlichen Weite des Leibraumes, in welcher Ordnung sich das „Ich“ positionieren kann, nach Schmitz (1967, § 116) die Prozesse der personalen Emanzipation.. Der Mensch entfernt sich von der maximalen Engung, dem gehinderten „Weg!“, dem Geworfensein auf den reinen Leib und steht über den nun objektivierten Dingen und Orten. Gleichzeitig bleibt er jedoch über seine leiblichen Regungen eng verbunden mit der Engung des Leibes.

Die ortsräumlich distribuierte Situation Videokonferenz rückt diese unklare Mittelstellung besonders in den Fokus, da die zeiträumliche Gegebenheit der Situation den leiblichen Regungen widerspricht. Die Situation macht erlebbar, dass der sich regende Leib und die leibliche Nähe nicht innerhalb des zeit- und ortsräumlichen Koordinatensystems zu verorten sind. Diese Herausforderung der örtlichen Denkweise entsteht, weil es trotz der örtlichen Distanz zu räumlichen Erlebnissen und anderen leiblichen Regungen in Videokonferenzen kommt, da Einleibungen erlebt werden, die in einem gemeinsamen Leiberspace stattfinden.

Es zeigt sich bereits in diesem Kapitel, dass aus leiblicher Perspektive in Videokonferenzen keine zweite virtuelle Welt, kein *Cyberspace*, sondern übergreifende Quasi-Leiber und Atmosphären zwischen den Usern bzw. um die ortsräumlich entfernten User herum wahrgenommen werden, die an manchen Stellen mit den körperlichen Ortsräumen in Widerspruch treten. Statt über den Begriff des Cyberspace als Paralleluniversen, in die sich das Bewusstsein fliehen kann, kann in digital vermittelten Situationen wie der Videokonferenz also über den Leiberspace gesprochen werden.

Dieser beschreibt den Zustand der übergreifenden Quasi-Leiber und Atmosphären und somit der leiblichen Interaktion und Kommunikation in digital vermittelten Situationen.

5.2.2 Hinweise auf digital vermittelte Atmosphären und leibliche Regungen

Trotz der separierten Ortsräume der Teilnehmenden und den jeweils auch mit den Orten verbundenen Atmosphären gibt es während Videokonferenzen übergreifende Atmosphären, die sich auf verschiedene Weisen zeigen können. Die Pastorin (Pos. 6) und der Lehrer (Pos. 11) äußern – von sich aus den Begriff der ‚Atmosphäre‘ verwendend –, dass es übergreifende Atmosphären gibt, auch wenn diese sich von den Face-to-Face-Situationen unterscheiden: „Es gibt eine Atmosphäre, es ist halt eine andere“ (Lehrer, Pos. 15). Auch die Yogalehrerin berichtet, dass sie eine Atmosphäre wahrnimmt und eine Verbundenheit, die „nicht so in diesem menschlichen Sinne zu erklären ist“ (Yogalehrerin, Pos. 29). Diese andere Art von Atmosphäre beschreibt auch die Pflegerin:

Also es ist eine ganz eigene Atmosphäre, also nicht. Die ist trotzdem harmonisch und die ist trotzdem fröhlich, je nachdem, was man sich so erzählt. Es ist trotzdem viel Herzlichkeit und Wärme da, aber auf irgendwie auf eine andere Art und Weise. Also man spürt schon, dass da auch viel Zuneigung, also so zwischen Sohn und Mutter, oder zwischen Tante und Nichte. Und das spürt man schon und man spürt auf der anderen Seite auch das Vermissen und letztendlich auch so ein bisschen Schwere, also das ist so eine Mischung aus Herzlichkeit und Schwere irgendwie. [...] Es ist gemischt tatsächlich. Ich glaube, es kommt, glaube ich, auch immer auf die eigene Tagesform an, so, also finde ich schon. Das macht es halt auch ganz viel aus, ob mich das jetzt sehr touched und sehr berührt oder ob ich das gut verpacken kann. (Pflegerin, Pos. 36ff.)

Neben dem grundsätzlichen Auftreten von übergreifenden Atmosphären wird hier die Qualität als eine „Mischung aus Herzlichkeit und Schwere“ beschrieben, die sich mit Schmitz als „Intensität“ beschreiben lässt, als das simultane Ineinandergreifen von Spannung und Schwellung. Ob die Pflegerin in der Lage oder gezwungen ist, diese Intensität anzunehmen, sich von ihr berühren zu lassen („ob mich das jetzt sehr touched“) oder „das“ mit Hilfe ihrer personalen Emanzipation „gut verpacken“ also objektivie-

ren kann, ist von ihrer Tagesform, von ihrer persönlichen Situation abhängig. Klar wird jedoch, dass eine intensive Atmosphäre, wahrgenommen im Leiberspace der Videokonferenz, das Potential hat, die Teilnehmerin leiblich zu affizieren.

Was diese gemeinsamen Atmosphären begünstigt und wie sie auch vorsätzlich herbeigeführt werden können, wird an späterer Stelle diskutiert (Kapitel 5.3.2). Zunächst ist es wichtig festzuhalten, dass Atmosphären und andere leibliche Regungen während Videokonferenzen empfunden werden, die somit darauf hinweisen, dass leibliche Kommunikation stattfindet. Diese Ansätze leiblicher Interaktion führen bei der Pastorin zu einem Gefühl, welches sie als eine „Mehr-Sehnsucht nach Nähe“ beschreibt und welches sie auch bei anderen während und im Anschluss an Videokonferenzen beobachtet hat.

Ja, also mal, also, ich würde es als <lacht> Bauchgefühl nehmen, aber auch ein gewisser (...) Schmerz. Ich weiß gar nicht, wie ich das beschreiben soll, also. Ja, eine Sehnsucht, weil irgendwie dieses, ich sage mal, der Bauch oder wie immer <zeigt mit der Hand nah in Richtung Bildschirm> möchte eigentlich da rein. <lacht> Und gleichzeitig <bewegt beide Hände mit den Handrücken zur Kamera neben dem Kopf leicht vor und zurück> weißt du, es geht nicht mehr, ne? (Pastorin, Pos. 32)

Ihre Ausführungen beschreiben deutlich, wie die leiblichen Regungen, in diesen Momenten der „personalen Regression“ (Schmitz 1980, § 259), in Konkurrenz treten mit einer objektivierten Weltansicht. Und – das beschreibt sie am Beispiel des Liebespaars, welches sich zum Essen trifft –, es wird auch deutlich, wie Videokonferenz-Situationen über die Zeit der per Video verbundenen Zeit hinausreichen, also auch in der zeitlichen Ganzheit über das Zeitverständnis der entfalteten Gegenwart hinausgehen. So würde sich das Liebespaar zwar in aufwändig arrangierten Videokonferenzen nahe kommen, ein Stück des Bedürfnisses nach Nähe befriedigen, doch gleichzeitig noch größeren Hunger nach Nähe bekommen, wie beim Essen von Chips, die sättigen und zugleich Appetit machen (vgl. Pastorin, Pos. 34ff.).

Auch die ethnographischen Beobachtungen und andere Interviews berichten von Anstrengung, Ausgelaugtheit und Erschöpfung, die sich während und nach Videokonferenzen einstellen, die mit der hohen emotionalen Aufmerksamkeit während der Situationen zu tun haben.

Das ist das, was ich am Anfang auch schon meinte, dass meine Aufmerksamkeit halt super geteilt ist. Weil (...) also es ist natürlich, ich

muss eben gucken, <führt die Handinnenflächen vor der Brust zusammen> wo ich mich so befinde, was ist heute so <sieht auf die Kamera, lacht und löst die Geste wieder auf> bei mir so los. Dann sind die Leute im Raum, die haben Ansprüche. Genau, und dann die Leute natürlich auf der anderen Seite vom Laptop. Und auch wenn die sagen, denen geht es gut, ich weiß ja trotzdem nicht, wo die sich befinden. (Yogalehrerin, Pos. 31)

Auch hierfür können die Gründe in den divergierenden orts- und leib-räumlichen Tendenzen gefunden werden, die eine hohe Aufmerksamkeit und Konzentration erfordern, um die gemeinsame Situation aufrechtzuerhalten, den übergreifenden Leiberspace hervorzubringen. Es geht darum, die Energie zu halten (vgl. Yogalehrerin), zähe Gespräche durch Kreativität in Gang zu bringen (vgl. Pflegerin, Pos. 56), die Verbindung zu halten (vgl. Lehrer, Pos. 17) oder den Kontakt durch aktives Zuhören aufrechtzuerhalten (vgl. Forschungstagebuch, Pos. 115). „Manchmal geht es erstaunlich gut und manchmal (...), wie schon gesagt, bleibt so ein schaler Nachgeschmack übrig“ (Pastorin, Pos. 88).

Hier zeigt sich – und das ist ein wichtiger Ursprung der Probleme der leiblichen Kommunikation –, dass nicht alle Sinne in jedem Maße genutzt werden können, die Menschen in Situationen von Angesicht zu Angesicht zur Verfügung stehen. Diese Grenzen der leiblichen Kommunikation werden unterschiedlich beschrieben, haben jedoch alle eins gemein: Sie arbeiten den beschriebenen leiblichen Annäherungen entgegen und behindern Prozesse der leiblichen Kommunikation. Gleichzeitig machen sie die leiblichen Regungen damit aber auch besonders sichtbar.

5.2.3 Einschränkungen und Grenzen der leiblichen Kommunikation

Als ein großes Manko von Videokonferenzen wird die mangelnde Tiefe der Atmosphäre geschildert, auch von denselben Personen, die zuvor konstatiert haben, dass es auch in Videokonferenzen Formen von Atmosphäre gibt (vgl. bspw. Pastorin, Pos. 40ff.). Im direkten Erleben sei das Atmosphärische stärker, vielschichtiger und intensiver als in der Videokonferenz: „Fühlen fehlt halt.“ (Pastorin, Pos. 6)

Ich glaube, dass mir mehr Sinne zur Verfügung stehen, die ich im Persönlichen habe, die viel mit Atmosphäre zu tun haben, die was mit (...) Luft, Raumtemperatur (...) [...] Wir können jetzt auch keine

Musik hören oder irgendwie, man ist irgendwie nicht so zusammen, es ist ein bisschen spaßbefreit. (Lehrer, Pos. 65)

Diese fehlende Atmosphäre wird zunächst auditiv als Stille wahrgenommen, wie daran, dass man nicht gemeinsam Musik hören kann oder dass die Umgebungsgeräusche fehlen (vgl. Forschungstagebuch, Pos. 29). Die hörbare Stille ist dabei auch technisch bedingt, denn wenn mehrere oder alle Mikrofone und Lautsprecher während einer Videokonferenz aktiviert sind, entstehen akustische Rückkopplungen, ein „digitales Grauen“, wie es der Lehrer nennt (vgl. Lehrer, Pos. 15). Als in einem Breakout Room (bei einer Gruppenarbeit während eines Seminars) alle Mikrofone eingeschaltet sind und die vier Teilnehmenden still einen Text lesen, dringt ein Vogelzwitschern durch ein geöffnetes Fenster in die Videokonferenz. Es wird in Rückkopplungen immer lauter und verzerrter und endet in merkwürdigen digitalen Computer-Geräuschen, „die klingen wie die Stimme eines Roboters“ (Forschungstagebuch, Pos. 171). Die gängige Alternative ist, dass alle Mikrofone ausgeschaltet sind, außer die der Sprechenden. Und diese Stille geht dann über das rein Auditive hinaus:

Ein sehr interessantes Phänomen ist die Stille, die Stille der Teilnehmer ist irgendwie neuartig, also wenn man in einem Raum sitzt, hat man die Body Language, man hat auch mal ein Ausatmen oder im schlimmsten Falle lässt jemand mal einen Tisch, einen Stift fallen, oder zeigt, es ist ihm nicht wohl dabei, oder man merkt das auch atmosphärisch, das hat man im Computer nicht, aber da hat man dann diese Stille. Und die Stille ist so, dass wenn man aktiv empathisch zuhört, dann dass man so wie Du jetzt mit dem Kopf nickt oder ‚Mhm‘, das macht man aber nicht, wenn 40 Teilnehmer sind. (Lehrer, Pos. 11)

Auch die Yogalehrerin erzählt, dass sie, als sie Kopfhörer aufsetzte, ihre Videokonferenz-Teilnehmenden hörte, aber den Kontakt zu den Yogaschüler*innen vor Ort verlor: „und es hat gar nicht funktioniert, weil ich die Leute IM Raum gar nicht mehr wahrgenommen habe“ (Yogalehrerin, Pos. 7).

Für die dementiellen Personen, denen die Pflegerin Videokonferenzen ermöglicht, ist es wichtig, dass auf beiden Seiten wenig Umgebungsgeräusche herrschen, da diese sonst ablenken würden. Dementsprechend hielten sich die Angehörigen auch fast ausnahmslos an sehr stillen Orten auf (vgl. Pflegerin, Pos. 72ff.). Auch hierin kann man erkennen, wie versucht wird, eine gemeinsame Atmosphäre zu schaffen, die auch Stille sein kann, und wie auf die eingeschränkte Form der leiblichen Kommunikation mit

Reduktion auf der Ebene des Hörsinns reagiert wird. Eine Untersuchung aus linguistischer Perspektive zum Schweigen in Videokonferenzen betont ebenso die Stille als typisches Problem, auf welches mit Handlungen reagiert wird, die eine übergreifende Wahrnehmungsebene – also eine Ganzheit der Situation – aushandeln und hervorbringen (vgl. Hoffmann 2020). Solche Wege zu leiblicher Interaktion werden in Kapitel 5.3.2 ausführlicher geschildert.

Die Stille kann verschiedenste Atmosphären und Bedeutungen vermitteln, die je nach Situation divergieren. So gibt es verschiedene Ausprägungen der „einprägsame[n] Stille, die als feierliche weit und dicht, als drückende eng und noch dichter, als Stille eines unberührten Morgens weit und zart ist“ (Schmitz 2014, S. 31). Ist die Stille jedoch technisch bedingt oder wird sie als Anpassung an die eingeschränkten Möglichkeiten der Sinneswahrnehmungen hergestellt, wie im Beispiel der dementiell beeinflussten Personen, wird die Einordnung der Stille erschwert. Herrscht eine drückende Stille im Seminar, wenn die Seminarleitung eine Frage gestellt hat und nicht gleich eine Antwort kommt? Herrscht eine konzentrierte oder gelangweilte Stille in der Schulkonferenz? Oder ist die Stille nur technisch bedingt und keine leiblich kommunizierte Atmosphäre?

Hier zeigt ein kurzer Blick auf die kulturell unterschiedlichen Wahrnehmungen von Stille, die in internationalen Videokonferenzen zu zusätzlichen Schwierigkeiten führen können, dass die obige Darstellung von Schmitz eurozentrisch geprägt ist. Während Stille in Videokonferenzen für westeuropäische und amerikanische Menschen eher frustrierend ist und als unhöflich wahrgenommen wird, hat sie in asiatischen und pazifischen Kulturen eine angenehme Konnotation und drückt Respekt aus (vgl. Gunawardena 2014, S. 96).

In Videokonferenzen herrscht eine Art Kommunikation ohne Feinheiten, die auf Worte, beschränkte Gestik und die durch die Technik determinierte Dimension der Situation festgelegt ist. Es ist sehr viel schwerer zu erkennen, welche Emotionen bei den anderen Teilnehmenden stattfinden oder auch welche Reaktionen das eigene Verhalten hervorruft (vgl. Lehrer, Pos. 69). Im Versuch, die Einschränkungen zu beschreiben, schätzt die Yogalehrerin: „Emotionen sind so, 50 % werden einfach nicht übertragen, wenn nicht sogar mehr“ (Pos. 83). Der 3D-Artist, bei dessen Videokonferenzen meist die Bildschirme der Gegenüber zu sehen sind und nicht die Gesichter, hat nach mehreren Jahren zwar eine Technik entwickelt, „so ein enttäuschtes ‚Mhm‘ oder sowas“ (3D-Artist, 88) herauszuhören, aber er betont grundsätzlich auch die Beschränktheit der übertragenen Gefühle, also Atmosphären im Sinne von Schmitz.

Die nicht vorhandene Möglichkeit, den Ort eines Treffens zu verändern, wenn kein gutes Gespräch zustande kommt, wird von der Pflegerin bemängelt. Die übliche Methode, durch einen gemeinsamen Spaziergang die Stimmung zu lockern und auch Gesprächseinstiege zu finden, ist in Videokonferenzen nicht möglich, „sondern man ist so konfrontiert eins zu eins“ (Pflegerin, Pos. 52). Dabei zielt ihre Aussage insbesondere auf die Unmöglichkeiten, Nähe zu kommunizieren, um Sorge zu leisten, die stark an körperliche Anwesenheit gebunden ist, wie später noch ausführlicher dargelegt wird (Kapitel 5.3.3):

So und das merkt man in der Zeit jetzt einfach auch, dass dieses (...) ja wie du es nennst, diese Leiblichkeit letztendlich einfach, ja, man ist so kaltgestellt. So irgendwie, es ist, ja, das merken wir alle und inzwischen merken wir es tatsächlich alle, dass, natürlich sind die Tablets schön gewesen, aber es kann diese persönliche Umarmung und dieses Herzliche einfach nicht ersetzen. Das ist einfach, dieses Gefühl von ich spüre jemanden, ne? Und ich berühre jemanden, das kann nicht ersetzt werden. Also wirklich, also auch wenn wir uns viel Mühe gegeben haben, das irgendwie zu versuchen mit Tablets. (Pflegerin, Pos. 30)

Die geschilderten Einschränkungen und Grenzen der leiblichen Kommunikation zeigen bereits an vielen der genannten Beispiele gleichzeitig Möglichkeiten des Umgangs mit ebendiesen auf. Wie trotz der Beschränkungen leibliche Interaktion möglich ist und möglich gemacht werden kann, wird im nächsten Kapitel ausführlich analysiert.

5.3 *Nähe und Einleibung in Videokonferenzen*

Den dargestellten technischen Problemen und Einschränkungen der leiblichen Kommunikation zum Trotz kommt es während Videokonferenz-Situationen zu Prozessen der Einleibung, deren wichtigste Aspekte nun ausführlich dargestellt und eingeordnet werden.

Zunächst werden dafür einleibende Blicke analysiert (Kapitel 5.3.1). Videokonferenzen bieten grundsätzlich die Möglichkeit, sich gegenseitig anzublicken. In bestimmten Fällen können Blickwechsel zu wechselseitiger Einleibung beitragen und somit die Funktion der Du-Evidenz erfüllen. Häufiger jedoch sind einseitige Einleibungen, vergleichbar mit dem Betrachten von Filmen. Einleibende Blicke werden insbesondere dadurch

erschwert, dass in Videokonferenzen die leibliche Richtung des Blicks behindert wird.

Anschließend werden verschiedene Möglichkeiten vorgestellt, mit den dargestellten Einschränkungen umzugehen, wodurch wechselseitige Einleibungs-Prozesse ermöglicht werden (Kapitel 5.3.2). Mit der Durchführung von Warm-Ups und ähnlichen einleitenden Ritualen wird die Ganzheit der Situation bestätigt und die Einleibung wird unterstützt. Besonders hervorgehoben wird die Übernahme von Rahmen-Situationen in die Videokonferenz-Situation, womit die üblicherweise zwischen Meetings stattfindenden einleibenden Gruppendynamiken trotz räumlicher Distanz realisiert werden können. Außerdem werden, bspw. über den gemeinsamen Getränkeverzehr, bestehende Programme durch distribuierte Handlungen nachgestellt. Diese Form der Inszenierung wird auch in der Gestaltung des sichtbaren Videobilds durchgeführt und trägt zur Einleibung bei. Auch das persönliche Bekanntheit wird als unterstützend für wechselseitige Einleibung hervorgehoben.

Schließlich wird in Hinblick auf Mitgefühl und Sorge in Videokonferenzen gezeigt, dass hier nur einseitige Einleibungen zustandekommen und Sorge-Arbeit in Videokonferenzen nicht möglich ist (Kapitel 5.3.3). In diesem Zusammenhang wird bei der Verlagerung in Videokonferenzen sichtbar, wie wichtig auch kleine – teils zuvor unbewusste – körperliche Berührungen sind, um Nähe und Sorge auszudrücken. Zunächst werden nun aber Einleibungen über den Blickwechsel und Blickkontakt in Videokonferenzen fokussiert.

5.3.1 Einleibende Blicke

Als einer der Aspekte von Videokonferenzen, die Nähe fördern und leiblichen Austausch hervorrufen, zeigt sich das gegenseitige Anblicken, obgleich die Einschränkungen im Vergleich zur Face-to-Face-Begegnung dabei immer mitschwingen. Wie in Kapitel 3.1 eingeführt, ist der Blick ein Weg zu antagonistischer Einleibung, wobei sich in die zwei unterschiedlichen Arten der einseitigen und der wechselseitigen antagonistischen Einleibung unterscheiden lässt.

Grundsätzlich wird dem Sich-Anblicken-Können in Videokonferenzen ein großer Mehrwert im Vergleich zu anderen Kommunikationsformen, etwa dem Telefon, eingeräumt und die gesteigerte Aufmerksamkeit und Glaubwürdigkeit wird auch in verschiedenen Studien hinreichend beschrieben (vgl. Grayson und Monk 2003; Schwind und Jäger 2015). Die

Pflegerin achtet darauf, dass die Bewohner*innen gut sehen können und erklärt ihnen, dass ihre Gegenüber sie auch gut sehen können (vgl. Pflegerin, Pos. 84). Über das Trauergespräch per Skype berichtet die Pastorin:

Es war eine große Hilfe, auch die Menschen zu sehen und nicht nur zu hören (unv.) immer also, je mehr Sinneswahrnehmungen eingeschaltet sind, sage ich mal, Sehen, Hören, Fühlen fehlt halt. (...) fand ich das schon doch eine Hilfe, sage ich mal, weil man doch auch reagieren kann ein bisschen auf die Mimik oder nachfragen kann. Und doch würde ich sagen, ein entscheidender atmosphärischer Teil und haptischer (...) fällt weg und das schon auch ein großes Manko. (Pastorin, Pos. 6)

Alle Gesprächspartner*innen berichten, dass die Möglichkeit, sich gegenseitig zu sehen, es erlaubt, Gefühle besser zu transportieren und sich gegenseitig wahrzunehmen. Der Lehrer beschreibt die Relevanz dieser Möglichkeit mit dem „Recht darauf, dem anderen richtig [...] das Gesicht anzusehen“ (Lehrer, Pos. 51), was auch insbesondere da sichtbar wird, wo dieses Recht nicht gewährt wird: Wie ein Wissenschaftler stellvertretend für viele ähnliche Berichte von Lehrenden an Universitäten in einem Zeitungsartikel schreibt, blickt er bei seinen Seminaren vor allem auf viele schwarze Bildschirme, da die Studierenden ihre Kameras nicht einschalten (vgl. Kirchmeier 2020). Die Gründe dafür sind vielfältig, so berichtet auch eine Gesprächspartnerin, dass sie in einem Seminar mehrmals ihr Video ausgeschaltet hat. In der Reflexion der Situation erklärt sie, dass sie das Ein- und Ausschalten des Videobilds als Machtinstrument gegen ihren Dozenten nutzt, um ihre Ablehnung oder Unzufriedenheit mit Inhalt oder Methode zu transportieren. Auch in diesem Seminar hätten im Normalfall nur vier der acht Teilnehmenden die Kamera im Plenum aktiviert, in den Kleingruppen-Situationen in Breakout Rooms hätten dann alle ihre Kameras eingeschaltet (Forschungstagebuch, Pos. 207).

In universitären Vorlesungen oder vergleichbaren Vortrags-Situationen ist ein Deaktivieren der Kamera naheliegender, wenn auch dennoch möglicherweise unangenehm für die Vortragenden, da in solchen Fällen eine eher einseitig antagonistische Einleibung vorherrscht. Die vorlesende Person, teils im Wortsinne, dominiert den vitalen Antrieb. Und selbst wenn die Zuhörenden zur Situation beitragen, sind sie doch an die Vorlesenden gefesselt, völlig unabhängig davon, ob diese sich den Zuhörenden zuwenden oder nicht. Dies ist dann vergleichbar mit dem Ansehen eines Films, welcher einseitige Einleibungen mit den Protagonist*innen hervorruft.

Die einseitige Einleibung eines Films funktioniert übrigens auch, wenn die Protagonist*innen Tiere, wie bei *Ice Age*, oder Maschinen, wie bei *Wall-E*, sind, um an dieser Stelle noch einmal die transhumane Perspektive zu betonen, die Schmitz' Ansatz ermöglicht. Und einseitige und wechselseitige Einleibungen passieren natürlich ebenso zwischen Personen unterschiedlicher Gender, was auf einfachem Wege unterstreicht, dass leibliche Regungen, Atmosphären, Emotionen selbstverständlich grundsätzlich genderunabhängig sind.

Die (teils absichtliche) Deaktivierung der Kamera und Verweigerung der Verwendung der Videofunktion in Situationen, in denen lebhaftes Gespräche sonst üblich waren, wie im Falle von Seminaren oder Konferenzen, kommt einer Ablehnung der wechselseitigen Einleibung gleich und damit einer Verweigerung der Du-Evidenz. Die Sprechenden wissen nicht, mit wem oder zu wem sie gerade sprechen oder ob sie überhaupt mit jemandem sprechen. Dies allerdings ändert sich in größeren Gruppen sogar dann nicht entscheidend, wenn die Webcams eingeschaltet sind, wie später herausgestellt wird.

Grundsätzlich und insbesondere in kleineren Gruppen jedoch scheint gegenseitige antagonistische Einleibung im Gespräch bei Videokonferenzen auch über Blickwechsel stattzufinden und einen gemeinsamen vitalen Antrieb zu entwickeln (vgl. bspw. Forschungstagebuch, Pos. 173f.).

Jeder Blickwechsel erzeugt einen gemeinsamen vitalen Antrieb. Der Blick des anderen trifft mich engend, ich werfe weitend den meinen zurück, der den anderen engt, und so spielt sich, namentlich bei Wiederholung, die Verschränkung von Engung und Weitung ein, die der vitale Antrieb ist. Engung und Weitung sind im vitalen Antrieb Konkurrenten um Dominanz. (Schmitz 2011, S. 31)

Auch die mit der wechselseitigen antagonistischen Einleibung einhergehende Du-Evidenz, die Versicherung des Gegenübers, findet über Blickwechsel in Videokonferenzen statt, wie die Pflegerin an einem anschaulichen Beispiel darlegt: Es gibt Situationen, in denen einem das Gegenüber sagt: „Ja, ja, alles in Ordnung“, ohne dass dies jedoch immer der Wahrheit entspricht. Könnte man das Gegenüber allerdings sehen, werde klar: „Ja, er tündelt [plattdeutsch: schwindelt] mich nicht an, es geht ihm wirklich gut.“ Und diese Gewissheit habe die Stimmung einer Bewohnerin sichtlich entspannt: „Dass sie sehen konnte, ihren Kindern und ihren Enkelkindern geht es WIRKLICH gut. Es wird nicht nur so gesagt“ (Pflegerin, Pos. 78).

Ähnlich beschreibt auch die Yogalehrerin, dass es sie – insbesondere in der Anfangsphase der Nutzung – hat „kirre“ werden lassen, keine

menschlichen Emotionen auf der anderen Seite des Laptops zu sehen, da während der Yogastunde die Kameras der Schüler*innen deaktiviert sind (Yogalehrerin, Pos. 53). Sie hat sich dann an diese einseitige Einleibung gewöhnt und erzählt auch, dass ihre Teilnehmenden berichten zu spüren, dass sie sich nah bei ihr fühlten, während sie selbst umgekehrt das Gefühl hat, nicht bei ihnen sein zu können (vgl. Yogalehrerin, Pos. 94ff.). Aber vor und nach der Yogastunde, wenn sich alle Teilnehmenden sowohl im Yogaraum als auch an den Monitoren zuhause sehen können, kommt es zu Nähe und wechselseitiger leiblicher Kommunikation:

Ja, also es ist immer nach der End-Entspannung, wenn die quasi ihren Bildschirm wieder anmachen und ich schon immer sehe, dass die entspannt sind, und wie die strahlen und die sich bedanken und das ist eigentlich der Moment, wo ich mich eigentlich denen sehr, sehr nah fühle. (...) Ich würde nicht sagen, dass ich mich sonst weit weg von denen fühle, also, gerade wenn der Bildschirm an ist, aber ja, also, während der Stunde habe ich nicht so ein Nähe-Gefühl zu den Personen. (Yogalehrerin, Pos. 45)

Also das kriege ich von ganz vielen Personen quasi widergespiegelt, also die sich freuen einfach, dass wir uns regelmäßig sehen und dass man das Gefühl hat, man hat Teil an dem Leben der anderen, auch wenn man gar nicht im Einzelnen ein Gespräch hat, sondern alleine darüber, dass wir uns sehen. (Yogalehrerin, Pos. 29)

Dass in diesen Situationen, zusätzlich zu dem gegenseitigen Anblicken, weitere Faktoren zur wechselseitigen Einleibung beitragen, wird in Kapitel 5.3.2 ausführlicher analysiert. Das Sehen als Beweis, dass die anderen da sind, kann also teilweise allein ausreichen oder zumindest im Gespräch dazu beitragen, dass eine wechselseitige Einleibung entstehen kann.

Die Du-Evidenz ex negativo im Anblicken kann auch abschließend an einem eindrücklichen Beispiel verdeutlicht werden. Die Pflegerin erzählt von einer Situation, in der sie selbst nicht anwesend war, die aber eine Kollegin aus einem anderen Haus erlebt und ihr geschildert hat. Am Ende des Interviews stellt sich heraus, dass ihre Vorgesetzten, die das Interview genehmigten, ihr vorgeschlagen haben, diese Situation zu schildern, da sie, trotz der vielen Fragezeichen, für den Sohn ein positives Erlebnis gewesen sei (vgl. Pflegerin, Pos. 110). So gab es im Pflegeheim während der Besuchsbeschränkungen eine Situation, in der „ein Sohn <räuspert sich> seine Mutter nicht nochmal wieder besuchen konnte und die haben tatsächlich eine Videokonferenz gemacht, als die Dame verstorben war, dass er sie nochmal sehen konnte tatsächlich“ (Pflegerin, Pos: 8). Die

anderen Pflegenden hätten kurz überlegt, ob dies pietätvoll sei und dann entschieden, dass sie dem Wunsch des Sohns entsprechen wollen. Die Pflegerin drückt ihren Respekt gegenüber den Kolleg*innen aus und sagt, sie hätte selbst auch so gehandelt.

Also das ist so <zuckt mit den Schultern>. Warum nicht, also ne, wir leben 2020, es gibt so viele verrückte Sachen, warum das nicht? Also ich finde es, ich finde es einfach schön, weil das macht den, also gerade wenn man nicht an der Person selber Abschied nehmen kann, finde ich es unheimlich wichtig, nochmal ein Bild davon zu haben, wie sieht sie aus, um auch den ganzen Prozess der Trauerverarbeitung, ne? Also dieses, sonst fehlt, ich sage dann immer, die Sache ist nicht rund, wenn man sich nicht verabschieden kann. (Pflegerin, Pos. 22)

Der Sohn kann so, durch die Unterstützung der Pflegekräfte, in der leiblichen Kommunikation mit seiner Mutter über den nicht beantworteten Blick, über den gescheiterten Versuch der Du-Evidenz, sicher gehen, dass seine Mutter verstorben ist. Die Pflegenden halten dafür das Tablet so, dass er seine Mutter ansehen kann und ermöglichen ihm somit diesen gescheiterten Blickwechsel, der in einer einseitigen Einleibung endet. Die Gewissheit, dass die Mutter verstorben ist, wird selbstverständlich nicht allein durch den gescheiterten Blickwechsel transportiert, sondern wurde und wird zusätzlich durch die sprachliche Kommunikation zwischen Pflegenden und Sohn und das Erfahrungswissen manifestiert. Dennoch wird dem Bestätigen des Nicht-Zurückblickens – insbesondere im direkten Vergleich mit dem am Ortsraum der Mutter anwesenden Pflegepersonal – von allen lebenden Beteiligten ein Mehrwert beigemessen. Anhand der Vorlesung konnte gezeigt werden, dass diese bereits ohne die Verlegung ihrer Programme und Sachverhalte ins Digitale eine einseitig antagonistische Einleibungs-Situation ist, was sich auch auf das Anblicken einer toten Person übertragen lässt. Doch auch in vielen ursprünglich wechselseitig einleibenden Situationen, die in Videokonferenzen verlegt wurden, können die einleibenden Elemente nicht übertragen werden, selbst wenn die Kameras aktiviert sind. Dies wird im Folgenden gezeigt und der Fokus damit wieder auf die Grenzen der Videokonferenzen gelenkt.

In Bezug auf den Blick in der wechselseitigen antagonistischen Einleibung betont Schmitz die Wichtigkeit der „leiblichen Richtung des Blicks“, der wie auch in vielen leiblichen Regungen aus der Enge des Leibs nach außen führt. Er veranschaulicht dies anhand eines Beispiels, welches er einem Werk von Argyle entlehnt hat:

Welche Bedeutung dabei die Eigenschaft des Blickes als unumkehrbare leibliche Richtung aus der Enge in die Weite, als Vermittler beider Seiten im vitalen Antrieb (gleich dem Ausatmen in der Atmung) hat, zeigt ein Experiment, bei dem die Sitzposition der Gesprächspartner verändert wurde. Einmal setzte man sie mit dem Rücken zueinander, sodann einander gegenüber, aber mit einem zwischen sie gestellten Wandschirm, der sie für einander unsichtbar machte. Im ersten Fall sprachen sie befangener, mehr im Schreibstil. ‚Es ist überraschend, dass die Situation mit dem Wandschirm nicht der Rücken-an-Rücken-Situation entsprach.‘ In beiden Fällen war der Blickkontakt vereitelt, aber bei der Adossierung [Rücken-an-Rücken-Stellung] überdies der Zugang durch die leibliche Richtung, als deren Überträger der Blick fungiert. (Schmitz 2011, S. 32)

Das von Schmitz gewählte Beispiel darf hier nicht falsch verstanden werden. Es verbindet die leibliche Richtung mit einer örtlichen Richtung des Sichtfelds, was aber umgekehrt nicht der Fall sein muss, denn die Richtung des Sichtfelds allein sagt wenig über die Richtung des Blickes aus, so kann man mit der gleichen Ausrichtung der Augen ins Nichts starren, in sich hinein blicken oder aber eine andere Person gerichtet anblicken (vgl. Schmitz 1967, S. 55f.). Ob die angeblickte Person so angeblickt wird, erschließt sich ihr meist durch einen Blickwechsel, eine wechselseitige antagonistische Einleibung, eine Situation, wie man sie bspw. aus der U-Bahn kennt, wenn sich der eigene mit einem fremden Blick kreuzt. In solchen Situationen der wechselseitigen Einleibung wechselt der Blick zwischen den Beteiligten hin und her, was eben auch voraussetzt, dass der zielgerichtete Blick bei der getroffenen Person erkannt wird.

Unter der in 3.3 dargelegten Prämisse der vermittelten Unmittelbarkeit lassen sich die dargestellten Situationen aus Videokonferenzsituationen auch theoretisch genauer fassen, wie bereits im Fall der toten Mutter angedeutet wurde. Denn wie alle leiblichen Interaktionen finden auch Blickwechsel nicht völlig losgelöst von vermittelten Inhalten statt. Der Einwand, ein gegenseitiges Anblicken und ein entsprechender reziproker Kontakt in Videokonferenzen sei nicht möglich, da dem Gegenüber nicht ‚wirklich‘ in die Augen geschaut werden könne (vgl. Friesen 2014), kann damit erwidert werden, dass ein völlig unvermittelter Kontakt auch in Situationen der ortsräumlichen Anwesenheit nie gegeben ist. Eine emanzipierte Person ist nie frei davon zu objektivieren und leibliche Regungen somit in vermittelte Kontexte einzubetten. Wie das Beispiel aus der U-Bahn zeigt, ist es kontextabhängig, wie und ob ein Blick intendiert, erkannt und erwidert wird. Das Konzept des „social resonance space“ (Lin-

demann und Schünemann 2020, S. 639), in dem leiblich affizierbare Menschen von anderen erreicht werden können, erleichtert ein Verständnis der Ergebnisse, dass man im Leiberspace grundsätzlich auch von Blicken anderer getroffen werden kann, da die leibliche Richtung des Blicks, wie dargestellt, eben nicht mit der körperlich-räumlichen Richtung übereinstimmen muss.

Dieser Moment des wechselseitigen Angeblicktwerdens kann in Videokonferenzen, insbesondere bei solchen mit vielen Teilnehmenden mit etlichen Videos auf dem Bildschirm, behindert sein, wie von verschiedenen Seiten unterstrichen wird. In den informellen Gesprächen äußern Kolleginnen, dass sie sich unwohl dabei fühlen, nicht zu wissen, wer sie anblickt oder gar beobachtet (vgl. Forschungstagebuch, Pos. 15; 31). Dass ein solches unbemerktes Beobachten tatsächlich möglich ist, bestätigt sich auch, als in einem Prozess des Feldzugangs „heimlich“ Screenshots von einzelnen Personen in verschiedenen Videokonferenz-Situationen gespeichert werden konnten (Forschungstagebuch, Pos. 70f.). Das Gefühl „ah krass, das könnten jetzt viele andere sehen“ (Yogalehrerin, Pos. 107) ist insofern berechtigt und auch einer der Gründe, warum viele ihre Kameras nicht einschalten, wenn sie nicht müssen (vgl. Kirchmeier 2020).

Nicht zu spüren, ob man angeblickt wird, bedeutet auch, nicht zu wissen, ob die Richtung des Blicks die angeblickte Person erreicht. Das in Gesprächssituationen wie Konferenzen oder Seminaren übliche Hin- und Herblicken, die Aushandlung und wechselseitige Einleibung über Blicke, sind also in Videokonferenzen eingeschränkt, weshalb konstatiert werden kann, dass in vielen Fällen über den Blick nur eine einseitige Einleibung ermöglicht wird. Wer oder was genau dabei eingeleibt wird, kann hier nicht im Detail beantwortet werden, es liegt jedoch nahe, dass eine Verwandtschaft mit der oben beschriebenen einseitigen Einleibung beim Betrachten von Filmen stattfindet, wie Vergleiche von der Pastorin (vgl. Pos. 40ff.) und dem Lehrer (vgl. Pos. 17) nahelegen.

Als Reaktion auf die Schwierigkeiten, die dieser fehlende Blickwechsel auch im Hinblick auf schlechter funktionierende Sprecherwechsel (vgl. Sellen 1992) bedeutet, gibt es Entwürfe zu einem Roboter, der in hybriden Situationen, also in Face-to-Face-Situationen mit Videozuschaltung den ‚Blick‘ zu den jeweils Sprechenden wendet, um eine gefühlte Anwesenheit vor Ort zu ermöglichen (vgl. Goeckel et al. 2015). Auch gibt es Versuche, Videokonferenzen in reale Ortsräume mit Hardware-Verkörperung der Sprechenden oder in komplett virtuelle Räume zu verorten. In solchen Setups konnte eine höhere Präsenz sowie eine gesteigerte Achtsamkeit in Bezug auf Blicke festgestellt werden (vgl. Hauber et al. 2006).

Aber in den alltäglich genutzten Videokonferenz-Lösungen orientiert sich das Sichtfeld auf den Computerbildschirm, jedoch ist die Richtung des Blicks damit weder für die Blickenden noch für die Angeblickten erkennbar. Die ungewohnte Richtung des Blicks in Videokonferenzen kann also beschränkend sein für Prozesse wechselseitiger Einleibung, die trotzdem auch in Hinsicht auf den Blick in Teilen empfunden werden, wie zu Beginn des Kapitels dargelegt wurde. Das nächste Unterkapitel fokussiert und analysiert Umgangsweisen, die wechselseitige Einleibungsprozesse begünstigen und so den geschilderten Einschränkungen entgegenwirken können.

5.3.2 Wege zu leiblicher Kommunikation und wechselseitiger Einleibung

Die Möglichkeiten, mit den erläuterten Einschränkungen der leiblichen Kommunikation umzugehen und wechselseitige Einleibungen in Videokonferenzen zu unterstützen, werden im Folgenden unter fünf verschiedenen Gesichtspunkten gefasst: angeleitete Übungen wie Warm-Ups, die Einbeziehung von die Konferenz-Situation umrahmenden Situationen, gemeinsame gleichzeitige Handlungen, die Inszenierung des Videobilds und das persönliche Miteinander-Bekanntsein.

Um mit den räumlichen Herausforderungen geplant oder intuitiv umzugehen, gibt es verschiedene Formen von Warm-Ups und Übungen, die darauf abzielen, eine gemeinsame Atmosphäre und einen gemeinsamen Quasi-Leib als Leiberspace zu erzeugen. Im World Wide Web sind schier unendlich viele Vorschläge für angeleitete Aktionen zu finden, die versprechen, eine emotionale Verbindung zwischen den Teilnehmenden zu schaffen (vgl. von Alvensleben 2018) und der körperlichen Abwesenheit am Ort des Geschehens entgegenzuwirken (vgl. Smart 2020). Auch die interviewten Personen berichten von einleibenden Erfahrungen durch gemeinsame Rituale und ein Explizieren der zeitlichen („jetzt“), räumlichen („auf unserer Zoom-Konferenz“), sozialen („95 % der Leute sind da“) und thematischen („das wird passieren“) Ganzheit der Situation und des programmatischen Gehalts („Schulführungskonferenz“).

Tatsächlich bei den Schulführungskonferenzen hab ich und der, den wir da gerade als Leitung ausrufen, einen gemeinsamen Spruch vorgeprochen, wo ich festgestellt habe, dass einige den tatsächlich zumindest per Lippenbewegungen mitgesprochen haben. (...) Und ja, auch eine vernünftige Ansprache irgendwann wenn dann alle drin sind sozusagen, wenn man sagen kann: ‚Okay, wir haben jetzt hier 95 %

der Leute sind da‘, dann auch noch mal wirklich explizit richtig zu begrüßen und zu sagen: ‚Ja, herzlich willkommen auf unserer Zoom-Konferenz, ich habe das (unv.) gelesen, das und das wird passieren, und die und die Punkte beschäftigen uns.‘ Ich glaube, das ist ganz gut. (Lehrer, Pos. 49)

Besonders diese Phase des Eintritts stellt sich als wichtig für erfolgreiche Einleibungs-Prozesse heraus. Bei genauerer Betrachtung geht es zusätzlich um die Momente, die im üblichen persönlichen Treffen vor (und auch nach) der eigentlichen Konferenz-Situation stattfinden. Diese Rahmensituationen in die Situation Videokonferenz einzubeziehen, bedeutet somit eine Erweiterung der Situation um das informelle Drumherum, was in der Vorbild-Situation als selbstverständlich angesehen oder übersehen wird.

Was passiert, wenn diese Erweiterung nicht vorgenommen wird, ist alltäglich erlebbar. So berichtet ein Kollege, dass die fehlenden informellen Kleinst-Gespräche über Hintergründiges dazu führen, dass er in den Instituts-Meetings nicht mehr über alles im Bilde ist und eine Kollegin beklagt, dass ihre beruflichen Videokonferenzen regelmäßig zeitlich überzogen und zum „Tratschen“ genutzt werden, ein Verhalten, das auch in Arbeitsgruppen in digitalen Seminaren beobachtet werden kann (vgl. Forschungstagebuch, Pos. 173; 202). Beispiele, in denen die Inklusion der informellen Situationsanteile gelingt, können exemplarisch beim Yogaunterricht und insbesondere bei den jahrelang erprobten Videokonferenzen des 3D-Artists gefunden werden.

Die Yogastunde an sich ist eingerahmt von einer Anfangsmeditation und einer End-Entspannung, die den Zeitraum abgrenzt, währenddessen die Teilnehmenden, gleich ob per Video oder vor Ort, „bei sich“ sind, „auf der Matte“ (vgl. auch Lemermeyer 2017) und in ihrer Yogapraxis (Yogalehrerin, Pos. 23). Außerhalb davon fragt die Yogalehrerin das Befinden der einzelnen Teilnehmenden davor bei einem „Check-In“ und danach bei einem „Check-Up“ ab, im Yogaraum an der Matte, per Video in privaten Chats (Yogalehrerin, Pos. 19; 11). Und zusätzlich zu dieser bereits doppelten Rahmung kommen die Teilnehmenden früher und bleiben im Anschluss, um in dieser Zeit informelle Gespräche mit Bekannten oder Freund*innen und der Yogalehrerin zu führen.

Also, es haben sich total viele Leute bei ihren Studios abgemeldet und möchten das eben nur noch bei über den Laptop machen und die, die im Raum sind, sagen so: ‚Mann, das ist mega schön, die ganzen Freunde, die wir da sehen, die sehen wir sonst überhaupt nicht, und da kann man wenigstens einmal Hallo sagen‘ also, das ist schon, glaube ich,

ein Ort der Begegnung, auf eine andere Art und Weise. (Yogalehrerin, Pos. 51)

Eine ähnliche Praxis existiert analog auch im nicht videovermittelten Qi-Gong-Kurs, an dem die Pastorin an einem Ortsraum teilnimmt, allerdings ist diese bei dem Treffen vor Ort aus Sicherheitsgründen nicht möglich.

[...] vorher noch einen Tee in der Küche und noch ein bisschen, ich sage mal, eine Viertelstunde, 20 Minuten so Smalltalk, das ist natürlich weg. Du kommst punktgenau. Nimmst deine selbstgebrachte Matte ein <lacht> und nimmst deinen Mundschutz ab und fängst an zu üben. Ja. So ist es. (Pastorin, Pos. 96)

Diese Einbeziehung von Situationen, welche die eigentliche Meeting-Situation umrahmen, unterstützt einleibende Prozesse, insbesondere da die Ganzheit der Situation hergeleitet und ein Ankommen und ein Austreten aus der Situation ermöglicht wird. Gleichzeitig wird die Phase der inhaltlichen Programmpunkte nicht durch die parallel laufenden Wünsche nach informellem Austausch beeinträchtigt, da diese in der Rahmung behandelt werden können. Auch die eingangs erwähnte Ratgeberliteratur empfiehlt Ähnliches, ohne komplizierte Herleitung, mit den Worten: „Nicht aufgabenbezogene Kommunikation fördern. [...] Bei aller Knappheit der persönlichen Begegnungen: Sorgen Sie dafür, dass dazu Zeit ist“ (Herrmann et al. 2012, S. 40). Diese Begegnungen, die sonst vor dem Termin auf dem Gang oder in der Kaffeeküche passieren, werden auch in einer Praxis adaptiert, von welcher der 3D-Artist berichtet.

Ja, man sagt sich halt vorher in der E-Mail, wann man sich trifft für das Meeting. Man weiß ja, dass das stattfindet, und dann hat man sich, weil man ja viel labert, ein Gläschen Mineralwasser oder einen Kaffee oder so dahingestellt. Und dann macht man halt die Einladung: ‚Hey, ich habe einen neuen Pott Kaffee aufgesetzt‘. [...] Man macht immer so eine Fünf-Minuten-Einleitung, da ist dann auch oft das der einzige Zeitpunkt, glaube ich in echt, wo Vollbild ist [sonst sehen sie die geteilten Bildschirme], weil wenn das Meeting zu Ende ist, ist kein Blabla, man will das gerade Verarbeitete und Besprochene ja dann auch schnell umsetzen. [...] Man zeigt die Tasse Kaffee <bewegt seine Faust hoch, als würde er eine Tasse hochhalten> ins Bild und schlürft und dann geht es los. (3D-Artist, Pos. 50)

Eine dieser beschriebenen „Smalltalk“-Phasen zu Beginn des Meetings ist auch die einzige Situation, über welche der 3D-Artist berichtet, dass er Nähe zu seinen Gesprächspartner*innen gespürt hat. Zusätzlich wird die-

se Einleibung unterstützt durch solidarische Anteile, ein integrierendes Thema, da die Videokonferierenden in Paris und den USA zusätzlich zu den Corona-Einschränkungen noch unter gewalttätigen Protesten leiden und „alle in derselben Scheiße sitzen“ (3D-Artist, Pos. 106). Auch die Interview-Situation selbst wird von dem 3D-Artist mit derselben Rahmung versehen, als er 30 Minuten vor dem verabredeten Zeitpunkt den Link für die Videokonferenz per Chat erhält und antwortet: „Ja warte. Ich setze Kaffee auf“ (Forschungstagebuch, Pos. 122). Dies führt dazu, dass das Vorgespräch und der Beginn des Interviews auf beiden Seiten mit einer Tasse Kaffee geführt werden. Das Nachgespräch wird beendet, als er feststellt: „Oh ich sehe gerade, Paris hat Kaffee aufgesetzt“ (3D-Artist, Pos. 132).

Dass die physische Wärme eines Heißgetränks einen positiven Einfluss auf die interpersonale Wärme hat, zeigen sozialpsychologische Experimente (vgl. Williams und Bargh 2008). Mit Schmitz lässt sich anschließen, dass das leib-körperlich empfundene integrierende Thema solidarische Einleibung begünstigen kann. Dies kann dann auch ebenso für ein kaltes Bier funktionieren (vgl. Forschungstagebuch, Pos. 3), für einen euphorisierenden Sekt (vgl. 3D-Artist, Pos. 60) oder einen schweren Rotwein (vgl. Pastorin, Pos. 32ff.). Das gemeinsame Bereitstellen von Getränken und das gemeinsame Trinken sind ein wiederkehrendes Thema, bei welchem bestehende Programme durch distribuierte gleichzeitige Handlungen nachgestellt oder kreierte werden.

Diese Inszenierung von Programmen lässt sich nicht nur für die Handlungen der Videokonferenz-Teilnehmenden beobachten, sondern insbesondere auch für die Gestaltung des Videobilds, also für das, was sichtbar an die anderen transportiert wird. Dass die Gestaltung des Auditiven schwierig ist, ergibt sich aus dem diskutierten Phänomen der Stille (s. Kapitel 5.2.3). Bei der Gestaltung des Videobilds sind wiederum kaum Grenzen gesetzt. Es lässt sich grob unterscheiden in die Inszenierung des eigenen Körpers und die Inszenierung des Hintergrunds bzw. des Ortsraums der Teilnehmenden.

Bei der Gestaltung des eigenen Auftretens steht die Kleidung im Vordergrund, allerdings „so Anchorman-mäßig, du hast halt nur, du hast dich zwar rasiert und geduscht und ein frisches T-Shirt an, aber hast halt sonst eine Jogginghose halt, oder was weiß ich“ (3D-Artist, Pos. 88). Durch den üblichen Bildausschnitt ist insbesondere die Oberbekleidung relevant. In einem früheren Gespräch erwähnte der 3D-Artist ein ‚Skype-Hemd‘, welches neben seinem Rechner im Homeoffice hängt und das er nur für die Videokonferenzen überstreift, während er sonst aufgrund der Hitzeentwicklung der Rechner in seinem Raum tendenziell spärlich bekleidet ist.

Als Teil der schier unendlichen medialen Berichterstattung zum Dresscode in Videokonferenzen rät bspw. selbst die Modezeitschrift *Vogue*: „Auch wenn Sie untenrum Sweatpants tragen, sollten Sie zumindest oben herum eine gewisse Etikette einhalten“ (Riedl 2020). Für den Fall von unvorhergesehenen Situationen wie Gruppenübungen oder Störungen betonen andere allerdings, dass „unten ohne“ zu vermeiden sei (Hartmann 2020), eine Position, die auch aus Sicht des leiblichen Erlebens schlüssig erscheint.

Im Bereich der Software werden außerdem Möglichkeiten geboten, welche die Gesichtszüge und Ausdrücke der Teilnehmenden, ausgehend von der menschlicher Bewertung, algorithmengestützt optimieren (vgl. Park et al. 2015). In der marktführenden Software Zoom nennt sich die Funktion: „Mein Erscheinungsbild retuschieren – Anwendung eines unscharfen Fokus auf die Haut zur Minimalisierung von Unvollkommenheiten“ (Zoom Video Communications 2020).

Noch mehr Aufwand wird in die Inszenierung des Hintergrunds gesteckt, die dabei weit über die viel diskutierte Bücherwand als Statussymbol (vgl. Serrao 2020) hinausgeht. Analog zur Bücherwand hat der 3D-Artist den Hintergrund für seine geschäftlichen Videokonferenzen so ausgerichtet, dass man etwa 15 Filmplakate sieht, „von den coolen Projekten“, an denen er mitgewirkt hat, und den „Hoff im Hintergrund“, ein signiertes Foto von David Hasselhoff, das links unten in einem silbernen Rahmen auf einer Anrichte steht (3D-Artist, Pos. 42ff.). Diese selbstdarstellerischen Formen der Hintergrund-Inszenierungen sind eigentlich eher Teil der Inszenierung der Personen und somit der sozialen Ganzheit der Situation. Dennoch unterstützen sie die Vorbild-Programme, da sie ebenso wie die Kleidung zur Gesamtatmosphäre beitragen.

An der aufwändigen Inszenierung eines gemeinsamen Abendessens wird sehr gut ersichtlich, wie weit die Gestaltung der Videobilder getrieben werden kann und in Einheit mit gleichzeitigen Handlungen (Essen und Trinken) zu einer gemeinsamen Atmosphäre beitragen kann. Alles im Versuch, die getrennten Ortsräume in einem gemeinsamen Leiber-space zusammenzubringen. Die Pastorin berichtet von einem befreundeten Paar ihres Sohnes, welches eine Fernbeziehung zwischen den USA und Deutschland führt und sich regelmäßig zu aufwändig inszenierten Videokonferenzen trifft:

Und die verabreden sich jede Woche zum gemeinsamen Essen. Das ist doch auch Wahnsinn. Also der betreffende Mensch baut sich da irgendwie ein Weinglas auf, oder ich weiß ich nicht, man backt zusammen eine Pizza, oder mit demselben Belag <lacht> oder keine Ahnung.

Und das wird dann alles sozusagen arrangiert oder sie gucken sich sogar gemeinsam einen Film an. [...] Sie gehen sozusagen miteinander essen und arrangieren also richtig einen Raum, mit Weinglas oder was immer so und nehmen sich dann halt zwei Stunden Zeit, um sozusagen beim Essen, eigentlich was du sonst auch machst, wenn du in ein Restaurant gehst oder so, besser ins Gespräch zu kommen. Also sie versuchen das Setting sich so zu gestalten und dem anderen zu zeigen. Wahrscheinlich in der Kamera nehme ich an, denn, weiß ob das hier und so und, um eine Atmosphäre herzustellen, nochmal anders in Kontakt zu kommen. (Pastorin, Pos. 32ff.)

Diese Rekonstruktion bestehender und positiv erinnerter Situationen ist sicher eine Extremform und nicht auf alle Videokonferenzen im beruflichen Kontext zu übertragen, nutzt jedoch alle bisher genannten Wege zur Unterstützung einleibender Erlebnisse aus und setzt dabei auf vermitteltes Wissen und erlernte Handlungen, die Einleibungen begünstigen. Gleichzeitig wird ein weiterer wichtiger Faktor dabei unterstrichen, nämlich das persönliche Miteinander-Bekanntsein, das mehr Nähe in Videokonferenzen ermöglicht. Die Pastorin beschreibt, dass das komische Bauchgefühl, die gesteigerte Sehnsucht nach Nähe, nur dann eintritt, wenn sie mit Menschen zu tun hat, die ihr persönlich nahe stehen, wie insbesondere ihre Mutter (vgl. Pastorin, Pos. 8; 30; 78). Die Yogalehrerin betont immer wieder die persönliche und freundschaftliche Verbindung ihrer Schüler*innen und schaltet, wenn sie selbst an Kursen anderer Yogalehrerinnen teilnimmt, nur dann mit einem guten Gefühl ihre Webcam ein, wenn sie die Personen kennt (vgl. Yogalehrerin, Pos. 117). Auch die Aussagen des 3D-Artists bestätigen diese Tendenz. Während er grundsätzlich die Distanziertheit in seinen Videokonferenzen hervorhebt, sind solche mit langjährigen Kolleg*innen und Freund*innen, die er auch „in real life“ (3D-Artist, Pos. 68) getroffen hat, anders: „Das ist dann wie, als wenn alte Freunde wieder zusammen rumhängen so. Da ist dann auch der Ton ein bisschen salopper“ (3D-Artist, Pos. 62). Auch in Bezug auf die empfundene Nähe in der Interview-Situation betont er diese Wichtigkeit des persönlichen Bekanntseins.

[...] ja, aber wir kennen uns ja, wir haben uns schon öfter im echten Leben getroffen. Und, das ist mehr, wenn man als, ähnlich, als wenn mein Bruder irgendwie anruft oder so. Wir telefonieren so einmal die Woche und gucken so (...) ein Update, wie so die Familie drauf ist, so. (...) Und, ja das ist viel, das ist mehr persönlich. [...] (...) es ist mehr freundschaftlich auf jeden Fall. (3D-Artist, Pos. 114)

Die wechselseitige Einleibung fällt mit bekannten Leibern leichter, da sie einer Offenheit für das Zulassen leiblicher Regungen bedarf, gegen die sich die personale Emanzipation stellt. Insbesondere bei der Rekonstruktion von gemeinsam erlebten Situationen können die gemeinsamen Atmosphären, die sich in früheren Tagen ergossen haben, reaktiviert werden. Mit der Hinwendung zum Leib in der personalen Regression (s. Kapitel 5.2.1) verlieren die Zeit (*Jetzt*) genauso wie die Ortsräumlichkeit (*Hier*) ihre Wichtigkeit.

Ein weiterer Aspekt, der aufgrund geringer Datenlagen nicht eingehend analysiert werden kann, aber dennoch nicht unerwähnt bleiben soll, ist die interaktionale Unterstützung in Videokonferenz-Situationen durch ortsräumlich anwesende Personen. Im Fall der Pflegerin ist sie es selbst, die leibliche Interaktion zwischen den Bewohner*innen und ihren Angehörigen unterstützt. Sie löst die technischen Probleme und unterstützt die Ganzheit der Situation, indem sie erklärt, welche Personen an der Situation teilnehmen (vgl. Pflegerin, Pos. 30), und indem sie ein bekanntes Programm reproduziert, teils unter Zuhilfenahme von Tricks:

Und es gab ganz viele urige Momente, wo demente Bewohner, wenn man sagt, man will telefonieren, fehlt ja der Telefonhörer bei einem Tablet. (...) Und dann wird man mit großen Augen angeguckt und gesagt dann: ‚Aber Sie haben doch gesagt, wir telefonieren jetzt‘. ‚Ja, wir telefonieren auch‘. ‚Ja, wo ist denn das Telefon? <lacht> [...] Wir haben dann zwischendurch, ich hab dann schon mal so, wir haben auch so alte Telefone im Schrank stehen, da mal kurz den Hörer abgebaut und den in die Hand gedrückt und dann geht das auch. Man muss ja nur kreativ werden. (Pflegerin, Pos. 6ff.)

Ähnliches lässt sich für die Teilnehmenden beobachten, die bei den Yogastunden im Ortsraum der Yogalehrerin anwesend sind. Sie sind Vorbild für die Video-Teilnehmenden (vgl. Yogalehrerin, Pos. 71) und bestätigen durch ihre Anwesenheit die Ganzheit der Situation und das gewohnte Programm. Solche Hybrid-Lösungen werden vermutlich unter leicht abgeschwächten Corona-Kontaktvorgaben und auch anschließend als kostengünstige Lösung für verteilte Teams weiter zunehmen. Technische Optimierungen könnten die in Bezug auf den Blick vorgestellten Varianten von verkörperten Robotern am Haupt-Ortsraum sein oder komplett virtuelle Räume, wie sie bspw. eine Immobilienfirma realisiert hat, deren Firmenzentrale auf einer virtuellen Insel liegt, auf der sich viele Tausend Mitarbeiter mit ihren Avataren bewegen (vgl. Sommer 2019). Hier wäre

dann allerdings zusätzlich eine Cyberspace-Situation gegeben, wie sie im Falle von Videokonferenzen nicht gegeben ist.

Es lässt sich also festhalten, dass es erfolgreiche Wege gibt, um Einleibungen während Videokonferenzen zu unterstützen und auch wechselseitige antagonistische Einleibungen zu ermöglichen. Es wurde offenbar, dass trotz der ortsräumlichen Distanz und trotz vieler technischer und leibkommunikativer Probleme im vitalen Antrieb zwischen den Leibern einer Videokonferenz Spannung und Schwellung abwechselnd hin und her wechseln können – dass leibliche Interaktion stattfinden kann.

Das geschilderte persönliche Miteinander-Bekanntsein von Teilnehmenden einer Videokonferenz ist nicht nur ein Faktor, der zur Einleibung beiträgt, sondern auch relevant für Einleibung in spezifischen Situationen des Mitgefühls und der Sorge, die im nächsten Unterkapitel eingehender analysiert werden.

5.3.3 Mitgefühl und verhinderte Sorge

Während unter dem Einsatz von verschiedenen Techniken und Ritualen eine wechselseitige Einleibung in Videokonferenzen grundsätzlich möglich sein kann, ist diese Wechselseitigkeit in Situationen des Mitleids und der Sorge eingeschränkt. Um Emotionen zu transportieren, braucht es explizite Äußerungen oder sichtbare Darstellungen. Anteilnahme und Trost können nicht vollumfänglich übermittelt werden. Stattdessen herrscht ein Gefühl von Hilflosigkeit auf Seiten der Sorgenden vor. Wird das Leid mit Schmitz als Schmerz begriffen, fällt die mobilisierende Schmerzersparung schwer. Insbesondere der körperliche Kontakt, auch der zuvor unbewusste, rückt als unerfüllte Nähe in den Schilderungen der Sorge-Arbeiter*innen in den Mittelpunkt. Videokonferenzen bleiben insofern im Bereich der Sorge ein Abbild des körperlichen Kontaktverbots während der Coronapandemie und können keine Lösung bieten.

Durch die Maßnahmen der Coronakrise lernen wir, was uns fehlt, weil es uns verboten ist. Wir sind nicht nur natürliche Körper, die aus epidemiologischen Gründen voneinander Abstand halten sollen, sondern eben auch leibliche Berührungswesen. (Lindemann 2020a, S. 58)

In bestimmten Situationen fühlen sich die Videokonferierenden anderen Teilnehmenden nah, da sie deren Emotionen mitfühlen. Die Pflegerin muss sich zusammenreißen, um nicht mitzuweinen, als sie während der

Videokonferenzen die Tränen und die Freude ihrer Bewohner*innen und deren Angehörigen miterlebt (vgl. Pflegerin, 6; 28). Um Mitgefühl in Videokonferenzen auszulösen und zu transportieren, bedarf es expliziter, sichtbarer Äußerungen von Emotionen, was sich beispielhaft in einer Situation aus der Schulkonferenz zeigt, die der Lehrer schildert:

Ich habe schon Tränen erlebt, ich habe schon gesehen, dass Menschen geweint haben. Das war im Zuge dieser Corona-Krise, dann gab es auch Entscheidungen, die jetzt den einzelnen Menschen vielleicht besonders schwer fielen und dann haben die geweint. Und dann habe ich gemerkt, also heftige Emotionen lösen auch eine größere Verbundenheit aus. Also, da ist es dann auf einmal auch sehr dicht. Also, wenn man sieht, dass der andere da wirklich leidet, dann (...) hört man auch auf, irgendwie ‚lol‘ oder sowas zu chatten. [...] Ich (unv.) hat mich schon betroffen gemacht. (Lehrer, Pos. 19)

Genau diese Situation wird im nächsten Kapitel noch einmal aus einem anderen Blickwinkel aufgegriffen. An dieser Stelle steht sie aber als Beispiel für eine Reihe weiterer geschilderter Situationen expliziter Emotionsäußerungen, die Mitgefühl zur Folge hatten, da die Wahrnehmenden von den leiblichen Regungen anderer getroffen wurden: Eine Kollegin der Pastorin „informiert [in Anführungszeichen], dass es ihr nicht so gut ginge und sie müsste jetzt früher die Videokonferenz verlassen und was weiß ich wie, weil ihre Mutter halt in einer sehr kritischen Phase ist, die ist dann auch verstorben“ (Pastorin, Pos. 6). Angehörige der Bewohner*innen „wünschen sich Freunde und Lachen als Reaktion“ (Pflegerin, Pos. 58) und sind enttäuscht, wenn die alten Menschen nur lächeln und nicken. Während die Yogalehrerin in ihren Stunden im Yogaraum – einem „Safespace“ der Teilnehmenden – gespürt hat, wenn einzelne emotional aufgewühlt waren, kann sie dies bei der Videokonferenz „gar nicht“ wahrnehmen und „das verliert sich natürlich so und die Person, die weinen würde, würde sich nicht in den Vordergrund stellen und sagen: ‚Ah, übrigens, ich habe geweint.‘“ (Yogalehrerin, Pos. 81ff.). Der Umgang mit Emotionalem wird dann eher aus den Videokonferenz-Situationen heraus verlagert in private Messenger-Chats (vgl. ebd.; 3D-Artist, Pos. 54) oder in persönliche Nachgespräche (vgl. Lehrer, Pos. 29).

Einerseits zeigen die geschilderten Fälle erneut, wie Kommunikationsmöglichkeiten eingeschränkt sind, da das Gefühl nur schwer über Atmosphären transportiert werden kann, es braucht eindeutige Hinweise oder eindrückliche Erzählungen „von dem, was ihnen so widerfahren ist“ (Pastorin, Pos. 74). Gleichzeitig legen sie aber auch dar, wie eine einseitige

Einleibung über Videokonferenzen stattfinden kann. Einseitig, da die leidende Person und die sie umgebenden Atmosphären die Situation dominieren und der mitleidenden Person die „Hände gebunden“ (Yogalehrerin, Pos. 85) sind.

Die gegenseitige Einleibung wird behindert, da Anteilnahme und Trost nicht vollumfänglich zu übermitteln sind, wenn leibliche Kommunikation gehindert ist. Situationen des Mitfühlens lösen, insbesondere wenn es um Menschen geht, die man gut kennt, das bereits beschriebene Gefühl der „Mehr-Sehnsucht nach Nähe“ und Hilflosigkeit aus:

Also, ah jetzt ein bisschen große Worte (...) Wenn es jetzt noch ein Mensch gewesen wäre, der mir noch näher steht (...) hätte ich es als Ohnmachtserfahrung (...) also als frustrierende Erfahrung erlebt. Ich fand das jetzt schon schade, sage ich mal, das nicht ausdrücken zu können. (Pastorin, Pos. 8)

Und nicht zu sehen, was machen die da eigentlich, kommen die mit, hänge ich die ab, wo befinden die sich, was macht die Übung mit denen, brauchen die gerade Hilfe, all das sehe ich ja nicht. [...] Ich kann die Leute auch nicht vor Verletzungen schützen. Ich kann überhaupt nicht intervenieren. Weil ich nicht weiß, was ist, und das hat mich nervös werden lassen, weil das auch eine gewisse Hilflosigkeit ist. Und, so als ob man die Leute fast ein bisschen im Stich lassen würde. (Yogalehrerin, Pos. 53)

Im Fall einer Bewohnerin des Pflegeheims schildert die Pastorin, wie das Mitgefühl und die Nähe der Angehörigen auch trotz Einsatz von Videokonferenzen nicht bei der unter Einsamkeit leidenden Frau ankommen konnten.

Also ich habe die Frau beerdigt und (...) habe sie aber nicht persönlich gekannt. Aber auf Station, ich sage immer noch Station, es heißt ja offiziell Wohnbereich, da erzählten die mir halt, dass sie auch ein Stück, ich will nicht sagen aus Kummer gegangen ist, aber es hat es verstärkt. Es hat es sozusagen verstärkt, es konnte nicht befriedigt werden. Trotz Anrufe, trotz Bildgeschichte, sondern sobald das weg war, war es: ‚Was ist mit‘, sage ich jetzt mal, ‚was ist mit Jochen, weshalb kommt, Jochen muss was passiert sein‘ und das <dreht Zeige- und Mittelfinger beider Hände neben der Stirn, wie ein Zahnrad> verselbständigte sich immer weiter. Und (...) ja und dann denke ich mir, wenn ein Mensch so in dem vielleicht Bewusstsein stirbt: ‚Die Menschen, die dir am nächsten sind, sind eigentlich nicht mehr da, oder du bist denen nicht

mehr wichtig, oder du kannst es nicht mehr fühlen‘, im wahrsten Sinne des Wortes, finde ich schon bedenklich und ich denke, da muss auch so eine Einrichtung langfristig, die Corona wird uns ja noch ein bisschen begleiten, (...) für bestimmte Patientengruppen im Grunde genommen noch mal sich was überlegen. Was ist Leben oder Lebensqualität? (Pastorin, Pos. 14)

Dieser lange Abschnitt zeigt außerdem ein grundlegendes Ergebnis: die Unmöglichkeit der angemessenen Sorge-Arbeit per Videokonferenzen. Insbesondere in den Interviews mit den drei Sorge-Arbeiterinnen (auch die Yogastunde stellt sich hier als Form der Sorge dar) zeichnet sich immer wieder ab, dass die durch Videokonferenzen geleistete Fürsorge auf ein Minimum reduziert bleibt.

Versteht man das empfundene und umsorgte Leid als Schmerz, lässt sich ableiten, wie dieser durch die Hilfe anderer Menschen gelindert werden kann, wie Soentgen (1998, S. 34ff.) darlegt. Schmitz beschreibt den Schmerz als einen innerleiblichen Konflikt zwischen Engung und Weitung, in dem der Drang, aus der Engung zu entkommen, und die Hemmung desselben gegeneinander ankämpfen. Es ist ein Gedrängt-Werden auf eine extreme Form der Spannung. Im Umgang mit Schmerzen unterscheidet Schmitz die „immobilisierende Schmerzersparung“, die den Drang ausschaltet, und die „mobilisierende Schmerzersparung“, welche die Hemmung der Weitung bewältigt (Schmitz 1965, S. 188), Schmitz‘ Beispiele für die mobilisierende Schmerzersparung sind der Schrei oder die Entspannung wie bspw. autogenes Training. In den analogen Formen der Angstersparungen gibt es eine dritte Form, das „Anklammern an einen anderen“, um sich „vom eigenen Selbst [zu] entlasten“ (ebd., S. 182), die in Bezug auf den Schmerz nicht erwähnt wird. Soentgen schlägt vor, die Hemmung von Leidenden ebenso zu lösen – den Schmerz wegzulassen –, indem sie von vertrauten Menschen unterstützt werden. Diese teilnehmende Pflege wirke wie ein „Magnet“, wie ein „Asyl“ als Ausweg des Schmerzes: „Er fasst meine Hand und löst damit die Einsamkeit des Schmerzes“ (Soentgen 1998, S. 37).

In der Darstellung Soentgens sowie in den Schilderungen der Interviewten hat die Sorge dabei auch immer eine Komponente der körperlichen Nähe, die nur sehr bedingt über das Fernmündliche und Fernbildliche ersetzt oder befriedigt werden kann:

Also, Beispiel bei der Kollegin, da hätte man bestimmt mal die Hand auf die Schulter gelegt oder [...] aber durch eine Körperhaltung oder eine Sprache ein Stück versucht, Nähe auszudrücken oder teilnehmen-

des Denken oder Fühlen oder wie immer. Und das war eigentlich durch so eine, so wie wir uns sehen <bewegt die flache Rückhand auf den Bildschirm zu und zurück> <lacht> es ist einfach eine Barriere. Aber nichts zu machen, das ist nun mal so. (Pastorin, Pos. 6)

Die Situation ist für die Sorgeleistenden ebenso deprimierend wie für die Sorgebedürftigen. Insbesondere dadurch, dass das Bedürfnis nach Sorge, wenn explizit geäußert oder durch persönliches Bekanntsein ableitbar, in einer Videokonferenz-Situation transportiert werden kann, ebenso wie das Bedürfnis nach körperlicher Nähe. Der Wunsch, Fürsorge zu leisten oder die berufliche Aufgabe der Sorge können allerdings nicht erfüllt werden. Es fehlt „dieses berührende Gespräch, also ne, ich berühre jemanden im Gespräch“ (Pflegerin, Pos. 30), was sowohl im übertragenen wie auch im Wortsinn verstanden werden kann.

Ich kenne die Leute, die auch mitmachen auf der anderen Seite, und weiß auch, wer bei welcher Übung, wem es dabei gut gehen wird und wem nicht, und trotzdem sind mir ja die Hände gebunden, weil ich kann da nicht hingehen und mal meine Hand dann auf die Person legen und sagen: ‚Es ist alles in Ordnung‘. Oder bei einer Person, die das sehr gut macht, auch sagen: ‚Hey, komm, ey, du machst es mega gut, du hast krasse Fortschritte gemacht‘ und so ‚High Five zu dir selbst‘. (Yogalehrerin, Pos. 85)

Das Gefühl von Nähe, welches die Yogalehrerin sonst gegenüber ihren Schüler*innen hat und was sie über kleine körperliche Berührungen spürt, ist in Videokonferenzen nicht zu erzeugen (vgl. Yogalehrerin, Pos. 49). Die Arbeitsweise „über meine Hände und über meine Anwesenheit [...] fällt komplett weg über den Laptop“ (Yogalehrerin, Pos. 39). Und natürlich ist es offenkundig, dass Körperliches nicht per Video übertragen werden kann, aber es betont in dieser Beschreibung, wie einschneidend und beschränkend sich die Maxime auswirkt, dass „nur Abstand Ausdruck von Fürsorge“ (Merkel 2020) ist. Die einzige körperliche Nähe, die Videokonferenzen den Bewohner*innen des Pflegeheims ermöglichen, sind nicht intendierte und die Abstands-Vorschriften ausreizende:

Und natürlich beim [Video-]Telefonieren ist man ein Stückchen dichter dran, um auch zu gucken, ne, wenn das Tablet verschoben wird, wenn man mit jemand kognitiv Eingeschränktem das gemacht hat, der das Tablet vielleicht berührt und verschiebt oder so, da ist man schon dichter dran. (Pflegerin, Pos. 32)

Grundsätzlich muss jedoch das Abstandsgebot auch von Pflegenden gegenüber den Bewohner*innen eingehalten werden, für alles, was nicht als Pflegehandlungen gilt, die sich auf die Pflege des sichtbaren Körpers beschränken.

Und dann ist es einfach nicht mehr so, dass ich mich ganz neben jemand setzen kann und den vielleicht den auch an mich drücke, um zu sagen oder zu signalisieren: ‚Ich bin da, du bist nicht allein‘. Ne, das fällt halt weg. (Pflegerin, Pos. 32)

Videokonferenz-Situationen bleiben im Bereich der Pflege und Sorge insofern eher eine Spiegelung der Kontaktverbots-Maßnahmen als eine Lösung für diese. Eine Parallele, die sich auch in Erzählungen der Pastorin findet. So berichtet sie, dass sie einer Bewohnerin des Pflegeheims (die nicht Corona-infiziert war), die Hand halten und einen Segen geben wollte und sich entschied, die Handschuhe auszuziehen, um den direkten körperlichen Kontakt herzustellen: „Ich kann doch nicht eine Hand halten und einen Segen, also ich, war vielleicht falsch, es ist, es war mir egal in dem Moment“ (Pastorin, Pos. 74). Und vergleichbar damit legt sie eine gewisse Skepsis in Bezug auf Segnungen in Videokonferenzen an den Tag.

Es gibt ja Fernsegnen und all sowas, aber es ist ein Mehr, wenn du einem Menschen sozusagen ein Kreuz auf die Stirn zeichnest, oder berührst. Es ist ein Mehr, als wenn ich (...) <macht eine Segensgeste, ein Kreuz mit Zeige- und Mittelfinger in Richtung des Bildschirms> Fern <lacht> Fernsegnen, also nicht, dass das nicht (...) ich denke, wo der Geist weht, weht er, da hilft es immer. [...] Und wenn er nicht da ist, dann kannst du noch machen, was du willst. Aber es, ich glaube, dieses Haptische ist ein, spricht einfach noch tausend andere Sinnesorgane an (...) die (...) ja, und das ist ja auch schön so, dass man merkt, es fehlt auch was, bei allen Möglichkeiten (...) ja (...). Es braucht noch die persönliche Bestätigung. Es ist nicht out, sozusagen. (Pastorin, Pos. 87ff.)

Der Körper steht in Schmitz' Neuer Phänomenologie nicht im Mittelpunkt, weshalb die körperlichen Berührungen in der Analyse vornehmlich auf ihre leiblichen Aspekte reduziert werden. Gugutzer (2017) schlägt vor, Schmitz' Theorie auch diesbezüglich über die Inklusion von Plessners Philosophischer Anthropologie und insbesondere den „Doppelaspekt“ von „Körperhaben“ und „Leibsein“ (Plessner [1928] 1975) zu erweitern. Wie schon erläutert, liegt diese Verknüpfung bereits bei Lindemann (1993) vor und auch Henkel (2022) kombiniert Schmitz und Plessener gemeinsam

als Erweiterung von Luhmanns Systemtheorie. Auf die hier angestellte Analyse werden diese Erweiterungen nicht umfangreich angewendet, die Ergebnisse betonen aber den Bedarf einer solchen Einbeziehung des Körpers in Fragen nach dem Leiblichen – insbesondere in Kontexten der Sorge.

Nachdem bisher ausgiebig auf die Versuche und Möglichkeiten eingegangen wurde, Einleibungen in Videokonferenzen herzustellen, wird im kommenden Kapitel die Verhinderung der leiblichen Kommunikation aus einer anderen Perspektive beleuchtet. Als Chance und Denkanstoß über Nähe und Distanz im Allgemeinen.

5.4 Distanzierung als Potential

Die mit dem körperlichen Kontaktverbot während der Corona-Pandemie eingeführte Distanz, die sich in Videokonferenzen fortsetzt und auch auf leiblicher Ebene bestehen bleibt, wird nicht nur als Behinderung, sondern gleichzeitig auch als hilfreich und befreiend empfunden. Die Grenzen der leiblichen Kommunikation in Videokonferenzen wirken als Begünstigung der personalen Emanzipation, die insbesondere im beruflichen Zusammenhang als positiv gilt, und sie schaffen zugleich willkommene Schutzräume, die sowohl Rückzug als auch Partizipation für weniger dominante Menschen ermöglichen. In jedem Fall fällt eine Distanzierung leichter, wenn diese erwünscht ist, da es leichter möglich ist, sich den leiblichen Regungen und den Atmosphären zu entziehen. Außerdem bieten die – durch alltägliche Videokonferenzen und die Kontaktbeschränkungen hervorgebrachten – Distanzen auch die Möglichkeit, grundsätzlich über leibliche Nähe und Distanz nachzudenken.

Die Distanzierung im beruflichen Zusammenhang wird gleichgesetzt mit Professionalität und Effizienz: „Das ist alles sehr technisch, da ist wenig Smalltalk eigentlich, weil man dann ja auch wieder an die Schippe will“ (3D-Artist, Pos. 10). Dabei geht es darum, bei der Sache zu bleiben: „und nicht abschweifen auf, ja, persönliche Empfindlichkeiten oder sonst irgendwas“ (Lehrer, Pos. 7). Auf Nachfrage nach der empfundenen Nähe zu den französischen Kolleg*innen während des Kaffee-Rituals (s. Kapitel 5.3.2) wird diese vom 3D-Artist wieder revidiert:

Ja, aber dienstlich. (...) Wirklich Persönliches wird da nicht besprochen, nur: ‚Hey, hier sind auch gerade Randalierer, die dann irgendwie den Walmart ausplündern‘ und keine Ahnung. Dann gibt es einen

neuen Flachbildfernseher. (...) da, also, Persönliches bespricht man da nicht. Also, ich mache das nicht. Das geht die ja nichts an. (3D-Artist, Pos. 112)

Dieser professionelle Abstand wird auch vom Lehrer in direkter Reaktion auf die bereits geschilderten Situationen angeführt, in denen Menschen aus dem Kollegium in Tränen ausgebrochen sind. Auf die Frage, wie er selbst sich in diesem Moment gefühlt hat, schildert er:

Ich (unv.) hat mich schon betroffen gemacht. Mir fällt eine Distanz per Zoom leichter. [...] Aber übe ich auch diese Distanz als sozusagen Konferenzleiter. Da versuche ich eigentlich immer sehr distanziert zu sein, schnell, professionell. (Lehrer, Pos. 21ff.)

Und auch, wenn das nicht das Ziel ihres Yogas ist und nicht das, wie sie Yoga gern ausübt, sieht ebenfalls die Yogalehrerin einen ähnlichen Vorteil mit Blick auf ihre Professionalität in der Distanz, die die Videokonferenz mit sich bringt.

Was natürlich ein großer Vorteil dadurch ist, also, dadurch dass ich nicht nah an den Leuten bin, habe ich eben eine größere Distanz und das erlaubt mir natürlich auch eine gewisse Professionalität. Also, wenn man sehr, sehr nah an den Leuten dran ist, dann kann es natürlich auch, also es kann triggern oder es kann auch hier was in mir auslösen. [...], also manchmal ist das ja auch ganz befreiend, die ganzen Emotionen nicht mitzubekommen, und ich mache mein Yoga und überlege mir was. Und, genau, verfolge quasi meinen Plan, den ich mir entwickelt habe, ohne jetzt zu gucken: ‚Ja was macht das mit dem, was macht es mit dem‘, sondern mal ich habe ein Konzept und so führe das so durch. (Yogalehrerin, Pos. 59ff.)

Es ließe sich einwenden, dass die leibliche Aufgeschlossenheit Kernaspekt der Arbeit der Yogalehrerin ist, doch würde eine solche Sicht ihr nicht den Freiraum zugestehen, den sie unter den besonderen Herausforderungen möglicherweise besonders benötigt. Gleichzeitig bedeutet diese Distanziertheit bspw. auch, dass die Teilnehmenden des Yogakurses trotz der ungewohnten Situation zu sich finden können (vgl. Yogalehrerin, Pos. 25).

Die ortsräumlich getrennte Sitzordnung und die verhinderte Blickrichtung bergen auch das Potential für neue Freiheiten, da es bspw. in der Schulkonferenz den Akt des „Sich-Neben-Jemanden-Setzen[s]“ nicht mehr gibt und so „keine Grüppchenbildung“ mehr entsteht (Forschungstagebuch, Pos. 68). Auch kann die möglicherweise engende Atmosphäre, die in Treffen von Angesicht zu Angesicht herrscht, durch die Neuordnung

entweder völlig entfallen oder aber zumindest einfacher von sich ferngehalten werden. Eine Bekannte berichtet von zwei Kolleginnen, die sich, seit die Plenen in Videokonferenzen abgehalten werden, zu Wort melden, was sie vorher nicht taten. Die sonst angespannte, bedrückende Atmosphäre bei den Treffen in ihrer Einrichtung ließ sie sonst verstummen (vgl. Forschungstagebuch, Pos. 129f.).

Und schließlich bieten auch die geschilderten technischen Probleme einen Schutzschild vor leiblichen Regungen. In einem Interview scheint es, als ob die schlechte Internetverbindung hilft, in unangenehmen Situationen Abstand zu gewinnen (vgl. Lehrer, Pos. 20ff.), und die Pastorin schildert eindrücklich, wie sich ihr Mann, in Anlehnung an die bekannten technischen Probleme, einen „Schutzraum“ schafft, um sich seine Kolleg*innen „vom Leib“ zu halten.

Also zum Beispiel mein Mann, der ist richtig glücklich über die Videokonferenzen, also, glaube ich glücklicher als ich. Der hat hier auch, ich sage mal so mit Kollegen ist es irgendwie nicht so harmonisch. Und der sagt, das hält sie vom Leib, ne? Also er ist richtig. Also im wahrsten Sinne des Wortes, ne? Ihn stresst das total, mit bestimmten Leuten in einem Raum zu sitzen und so machen sie alle Video, sie sind sozusagen vom Leib gehalten, im Notfall kannst du hier drücken, hast eine Störung, oder das Bild wackelt, ne? Oder du meldest dich vielleicht ab und gehst aus <Anführungszeichengeste> dem Raum, sozusagen, aus dem Kontakt letztendlich. Es merkt auch immer gar keiner, sondern du bist, da ist da mal so ein Freizeichen, sage ich mal. Und er erlebt es sehr angenehm. So. Also sozusagen diesen Schutzraum zu haben, nicht den Menschen direkt ausgesetzt zu sein, denen du nicht unbedingt ausgesetzt sein möchtest, sage ich mal. (Pastorin, Pos. 78)

Es mag für Lehrende unangemessen und ermüdend sein, wenn Schüler*innen und Studierende Tricks nutzen, wie ihren Nutzernamen bei Zoom in ‚Reconnecting...‘ umzubenennen, um Verbindungsprobleme vorzutäuschen. Aber diese widerständischen Praktiken können auch vor Leid hervorruhenden leiblichen Regungen schützen, wie in den zuvor dargestellten Beispielen offenbar wurde. Die erneute Einbeziehung eines kulturellen Vergleichs schärft den Blick auf auch individuell unterschiedlich wahrgenommene Vor- und Nachteile körperlicher und leiblicher Distanz. Wie Gunawardena (2014) darstellt, wird die fehlende körperliche Präsenz in Online-Kursen von arabischen Studierenden als Vorteil verstanden, da sie einerseits Zugangsmöglichkeiten bietet, aber auch Peinlichkeiten vorbeugt. Weibliche arabische Studierende würden sich auch deshalb wohler

fühlen, weil der Fernunterricht die in der muslimischen Kultur gelebte räumliche Trennung der Geschlechter ermöglicht. Distanz nicht nur aus kulturellen Motiven, sondern auch gegenüber individuellen Leibern zu gewähren, kann neben dem Vermeiden von leidvollen Erlebnissen also auch Bildungschancen und Inklusion ermöglichen.

In den sich durch die Verlegung in Videokonferenzen so neu darstellenden Situationen bieten sich insofern auch Anknüpfungspunkte, um ein angemessenes Miteinander im Aufeinandertreffen von Angesicht zu Angesicht zu diskutieren. Die angestellten Überlegungen lassen sich auch auf die Abstandsgebote in der Öffentlichkeit übertragen, in denen sich zeigt, in welchen Situationen potentiell unangemessene körperliche und leibliche Nähe entsteht, der sich die darunter Leidenden selten entziehen können. Eine Parallele, die auch im Nachgespräch mit der Yogalehrerin gezogen wird, die gleichfalls als Gastronomin (oft alleine) hinter der Bar arbeitet:

Im Laden haben wir ja diese Plexischeibe und bei einigen Leuten finde ich es halt mega nice, dass die da ist. So das muss ich schon auch sagen, dass so Nähe Distanz wird ja sehr unterschiedlich empfunden und für mich ist es gerade voll so ein Sicherheitsding von so: ‚Oh, geil, nach drei Jahren ständig an den Personen sein, habe ich endlich mal so einen eigenen Space‘. Und ich finde es manchmal total angenehm, weil man nicht, also man wird nicht in so Nähe-Situationen geworfen, die man sich, also in denen man eigentlich nicht sein möchte. (Yogalehrerin, Pos. 122)

Während die beschränkten leiblichen Kommunikationsmöglichkeiten Probleme für Situationen bieten, in denen eine wechselseitige Einleibung erwünscht ist, wie in den letzten Kapiteln ausführlich dargelegt, bieten die Grenzen der Leiblichkeit in Videokonferenzen ebenso Potentiale als Schutz und als Reflexionsfläche von Nähe-Distanz-Verhältnissen, Machtgefügen und Atmosphären im direkten Miteinander. Und wie kurz angerissen, lässt sich dieser Gedanke auch auf die Kontaktbeschränkungen und damit einhergehenden definierten Distanzen übertragen. Während der Verlust körperlicher und leiblicher Nähe große Einschränkungen für Situationen der Sorge bedeutet, bietet er gleichzeitig Schutzräume und Ansatzpunkte, um über angemessene Distanz im öffentlichen Raum nachzudenken.

5.5 Zusammenfassung der Ergebnisse

In Bezug auf die Frage, wie trotz medialer Vermittlung, wie trotz der großen örtlichen und körperlichen Distanz leibliche Regungen und leibliche Kommunikation in Videokonferenzen zutage treten, wurden – unter Anwendung der Grounded Theory Methodologie und durch die Einordnung in der erweiterten Neophänomenologischen Soziologie – vielfältige Ergebnisse ausführlich dargestellt, welche nun abschließend kompakt zusammengefasst werden.

In der Untersuchung der Situation Videokonferenz aus Perspektive des Methodologischen Situationismus wurde offenbar, dass Sachverhalte und Programme aus Face-to-Face-Vorbild-Situationen übernommen und durch spezifische Eigenschaften der Situation Videokonferenz ergänzt werden: Programme werden infolge der technischen Umgebung um Normen, insbesondere den Zugang zu Videokonferenzen, und Wünsche, wie das technische Gelingen der Situation, erweitert. Zu den technisch bedingten Problemen, wie Verbindungsschwierigkeiten und die Vermischung von Beruf und Familie im Homeoffice, sind insbesondere Probleme der leiblichen Kommunikation typisch für die Situation Videokonferenz.

Als Ausgangspunkt dieser Probleme der leiblichen Interaktion konnte die Herausforderung der örtlichen Denkweise ausgemacht werden, denn sie weist in Videokonferenzen auf die leiblichen Regungen der Teilnehmenden. Die Videokonferenz macht damit die Mittelstellung des Menschen zwischen personaler Regression und personaler Emanzipation besonders anschaulich. Die Analyse konnte das Entstehen und Vorkommen von Einleibungen und Atmosphären als gemeinsamen Leiberspace aufzeigen. Diese weisen jedoch gleichzeitig auf einen Ursprung der Probleme der leiblichen Kommunikation in Videokonferenzen: Es können nicht alle Sinne und Formen des Einfühlungsvermögens vollumfänglich genutzt werden, die Menschen in Situationen von Angesicht zu Angesicht zur Verfügung stehen. Als eine große Einschränkung leiblicher Kommunikation wurde die fehlende Tiefe der Atmosphäre herausgestellt, die sich insbesondere in der Stille in Videokonferenzen zeigt.

Da die Probleme mit Schmitz immer Teil der Situation sind, stellen sie kein Ausschlusskriterium von leiblicher Kommunikation dar, sondern werden als Teil der Situation angesehen. Die analysierten Prozesse der Einleibung konnten aufzeigen, dass Videokonferenzen zwar die Möglichkeit von einleibenden Blickwechseln bieten, diese jedoch gleichzeitig behinderten, da die leibliche Richtung des Blicks nur bedingt und in kleinen

Gruppen vermittelt werden kann. Dem Einwand, dass sich während Videokonferenzen gar nicht direkt in die Augen geschaut werden könne und ein Blickwechsel unmöglich sei, wurde entgegnet: Auch der Kontakt in Situationen der körperlichen Anwesenheit ist nie frei von vermittelten, objektvierten Anteilen, wie sie im Prozess der personalen Emanzipation beschrieben werden.

Den beschränkten Möglichkeiten leiblicher Interaktion werden vielseitige Praktiken entgegengesetzt, die wechselseitige Einleibung ermöglichen, die auf fünf Kernpunkte zusammengefasst werden konnten: 1. die Durchführung von Warm-Ups zur Bestätigung der Ganzheit der Situation, 2. die Übernahme von Rahmen-Situationen in die Videokonferenz-Situation, womit informelle einleibende Gruppendynamiken trotz räumlicher Distanz realisiert werden können, 3. die Rekonstruktion bestehender Programme durch distribuierte Handlungen, 4. interaktionale Unterstützung durch am Ortsraum anwesende Dritte und die Inszenierung des sichtbaren Videobilds sowie 5. das persönliche Bekanntheit mit den anderen Teilnehmenden.

In Situationen des Mitleids zeigten sich die Grenzen der Sorgemöglichkeit in Videokonferenzen. Um Emotionen und Mitleid zu transportieren, sind explizite Äußerungen nötig, und im Umkehrschluss können Anteilnahme und Trost nicht vollumfänglich übermittelt werden. Die Schmerz ersparung fällt dabei besonders durch den fehlenden körperlichen Kontakt schwer, auf dessen Verbot Videokonferenzen während der Corona-Pandemie eine Lösung versprochen. Es muss im Gegenteil festgehalten werden, dass Videokonferenzen im Bereich der Sorge eine Spiegelung der Kontaktverbots-Maßnahmen bleiben, statt eine Lösung für diese anzubieten.

Abschließend konnte kontrastierend gezeigt werden, dass in dem körperlichen Kontaktverbot ebenso wie in der begrenzten leiblichen Kommunikation in Videokonferenzen auch Potentiale liegen. In Videokonferenzen ermöglicht die Distanz Schutzräume und Partizipationsmöglichkeiten für Personen, die sich in Vis-à-Vis-Situationen eher zurückziehen, unter den Atmosphären leiden oder aus anderen Gründen körperliche Distanziertheit vorziehen. Ebenso kann der verpflichtende leib-körperliche Abstand in der Öffentlichkeit durch die Kontaktverbote und die materiellen Grenzen auch dort Distanz gewähren, wo sie zuvor vielleicht vermisst wurde. Diese Überlegungen gehen dabei über das eigentliche Thema hinaus, aber stellen einen Zusammenhang zu dem größeren Kontext her, in dem sich Fragen nach leiblicher Nähe und Distanz verorten lassen und in den diese Ergebnisse im folgenden Fazit eingeordnet werden.